Die

Vestalin und der Gladiator.

Ein Römisches Sittengemälde zu Ende des ersten Jahrhunderts

von

Antoinette v. Klitsche de la Grange.

Aus dem Italienischen Manuscript übersetzt

vom

Einsiedler von Ovindoli.

Zweiter Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Inhalt des zweiten Bandes.

Dreizehntes Capitel.

Floronia.

Die Kaiserin frohlockte des Todes des Senators Flavius Clemens halber. Er war ihr immer verhaßt gewesen, und als Christ mußte er es doppelt sein. Auch die Verweisung der Dame Domitilla kam ihr sehr gelegen. Sie konnte derselben die Freundschaft für Cornelia nicht verzeihen. Durch ihre Späher hatte sie erfahren, der reiche und üppige Sextus Sabinus begebe sich zuweilen zum Besuche seiner Cousine in die Regia. Auch ihn haßte sie. Warum also nicht ihn zugleich mit der Vestalin verderben? Um dies zu bewerkstelligen, schien es ihr hinreichend, die Eifersucht des Kaisers zu erregen. Während sie ihre Plane ausbrütete, unterließ sie es aber auch nicht, sich gebüh-

rend die Zeit zu vertreiben. Der Kaiser selbst hatte ihr es ja gerathen. Zu ihrer Liebhaberei gehörte die Gesellschaft von Schauspielern, und unter diesen nahm einer, der ebenfalls Paris hieß, den ersten Rang ein.

Domitian seinerseits ward von Tag zu Tag düsterer und dürstete so zu sagen nach Menschenblut. Seine tolle Leidenschaft für Cornelia hatte bereits angefangen in Haß auszuarten, und gern hätte er Rache genommen, wenn er es gewagt hätte, eine Vestalin offen anzugreifen. Alle Tyrannen sind klug und verschmitzt, und so verstand auch er es vollkommen zu berechnen, daß oft ein einziger Tropfen hinreicht, das Gefäß zum Ueberlaufen zu bringen. Ein Volksaufstand hätte die Priesterin rächen können. Folglich hielt er es für angemessener, zum Trug und zur List seine Zuflucht zu nehmen.

Außer seiner wahnsinnigen Liebe und seiner dämonischen Rachsucht beunruhigte auch Todesfurcht den Weltbeherrscher. Er war im höchsten Grade abergläubig. Alle Auguren, Auspicien und Haruspicien, wie sehr letztere auch schon angefangen hatten, ihr altes Ansehen einzubüßen, waren von ihm um den Zeitpunkt seines Todes befragt worden, und alle waren bei den großen Widersprüchen, die unter diesen Gauklern in

der Regel herrschen, doch dahin überein gekommen, dem Kaiser ein nahes Ende zu verkünden. Daß hellsehende Leute über dergleichen Weissagerpossen lachten, scheint übrigens aus der Aeußerung Cato's hervorzugehen, der es nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ein Haruspex dem andern ins Gesicht zu schauen vermöge, ohne dabei zu lachen.

Aehnliche Vorhersagungen, statt dem Tyrannen mildere Gesinnungen einzuflößen, reizten ihn nur noch mehr zur Grausamkeit. Das Volk aber ertrug mit bewunderswürdiger Geduld alle Ausbrüche der Raserei eines wahnsinnigen Despoten. Volk und Reich eilten ja dem Verfall und dem Untergange mit Riesenschritten entgegen.

Das Sittenverderbniß schien gerade um diese Zeit seinen Höhepunkt in Rom erreicht zu haben. Alle Laster nagten krebsartig am Marke der Nation. Das moralische Siechthum war in seinen Wirkungen zum physischen Siechthum geworden und hatte wie ein verheerendes Gift die ganze Staatsmaschine angesteckt. Früher waren es Bürgerkriege gewesen, durch die das römische Volk sich gegenseitig aufgerieben hatte, heute rieben die Laster dasselbe auf.

Nur höchst beschränkt war die Anzahl Derer, beson-

ders was die höheren und mittleren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft anbelangte, die sich nicht von dem Strom der allgemeinen Verwilderung hatten mit fortschleppen lassen. Daher hatte die christliche Religion auch mehr Anhänger in den unteren und minder verderbten Schichten gefunden. Ein Volk, bei dem Sinnengenüsse als das höchste Gut galten und die individuelle Selbstsucht eine despotische Herrschaft ausübte, konnte sich nicht leicht den Grundsätzen des Christenthumes anbequemen, das seinen Anhängern die Ausübung der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe vorschreibt, und die Entsagung zur Pflicht macht.

Mit Unwillen hatte Domitian den nächtlichen Raub der Leiche des Senators Flavius Clemens vernommen. Nur Christen konnten die That verübt haben, davon war er überzeugt. Sonderbar! Es fiel ihm ein, Sextus Sabinus müsse ein geheimer Nazaräer sein, obgleich das zügellose Leben des reichen Patriziers, das dem Kaiser nicht fremd war, auf das Gegentheil hätte schließen lassen sollen. Doch er haßte den Patrizier, ein Grund zu seiner Verhaftung und folglich auch zu seiner Verurtheilung war dann bald aufzufinden; wär's auch keine andere Anklage gewesen, als die des Majestätsverbrechens. Durch falsche Zeugen ließe es

sich dann leicht beweisen, der Patrizier habe mit Geringschätzung vom Kaiser gesprochen.

Während der Kaiser der Fliegenjagd oblag, gab er den Befehl, man solle mit Einbruch der Nacht den verschwenderischen Patrizier in seiner Villa festnehmen. Ein Sclav, der ein geheimer Christ war, hörte es, als Domitian den Befehl ertheilte. Er hatte den Patrizier vor einiger Zeit im Hause des Priesters Anicetus gesehen, und ihn daher für einen geheimen Christen gehalten. Nichts natürlicher also, als der Gedanke, den vermeinten christlichen Patrizier von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten. Freilich keine leichte Aufgabe. Nach den Viminalischen Gärten hinzugehen wagte er nicht, das Spähersystem des Kaisers war ihm ja nur zu sehr bekannt; der Gang hätte ihn zum Kreuzestod bringen können. „Ich will dem Priester Anicetus von der Gefahr Auskunft geben," dachte er, „dieser mag dann für das Weitere Sorge tragen." Dies suchte er denn auch wirklich ins Werk zu setzen, leider aber traf er den Priester nicht zu Hause an.

Mit Zittern vernahm Floronia die Gefahr. Sie liebte den Patrizier, wie sehr sie sonst auch sich angelegen sein ließ, sein Bild aus ihrem Herzen zu verbannen. Tagtäglich aber für seine wahre und aufrich-

tige Bekehrung zu beten, dies, wähnte sie, müsse ihr vergönnt sein. Was hätte sie indessen zu thun vermocht, um den Heißgeliebten vor der ihm drohenden Gefahr zu bewahren? Anicetus war abwesend und kehrte vielleicht sobald nicht wieder zurück, und doch erschien ihr ein jeder Verzug, als müsse er die Gefahr unendlich vermehren. Wäre Sextus schon Christ gewesen, so dachte sie in ihrer frommen Ueberspannung, dann bliebe ihr mindestens die Hoffnung, im Himmel ihn wieder zu sehen, aber seit er fromm in der unterirdischen Rotunde an ihrer Seite niederknieete, hatte er ja kein Zeichen mehr von sich gegeben, das auf seine Bekehrung schließen lassen konnte. Daß Sextus von der ihm drohenden Gefahr müsse benachrichtigt werden, darüber war sie mit sich selbst schon einverstanden, nur wie dies anzufangen sei, darüber schwebte sie in Ungewißheit. Einstweilen glaubte sie zum Gebete ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Lange lag sie betend zur Erde, und als sie sich endlich erhob, waren ihre Wangen hochroth, während ihr sonst so schüchterner Blick von seltener Entschlossenheit zeugte.

„Anicetus kehrt noch nicht wieder heim . . . Wenn er zu spät anlangen sollte? . . . Von seinem Zögern

hängt ein Menschenleben ab ...“ So murmelte sie leise vor sich hin. Dann heftig auffahrend, als sei ihr ein entscheidender Gedanke gekommen, fuhr sie lebhaft fort: „Erst mit Einbruch der Nacht soll er festgenommen werden ... Domitian ist doch artig ... Ich habe also noch Zeit, ihn zu retten ... Dann mag er sich in den Cementgruben verbergen. Dort kann er die Stimme irgend eines Dieners der Religion, vielleicht die unseres Bischofs Clemens, vernehmen ... und wenn später der Arm des Tyrannen ihn erreicht, nun in Gottes Namen, dann stirbt er doch als Christ ... Ich selbst, ja ich selbst will ihn von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigen ... Ich selbst, und so ganz allein? Ich allein das Haus eines Mannes betreten, der, wie Anicetus sagt, kein vorwurffreies Leben führt? ... Nein unmöglich! ... Thörin, die ich bin! Mir liegt ja ein Schutzmittel so ganz nahe ... Gott steh' Du mir bei! Anicetus wird mein Benehmen kaum mißbilligen können.“

Ihr ganz nahe wohnte die alte Praxedis, die Mutter des dienstwilligen Prätorianers bei der Leiche des Senators Flavius Clemens. Dieser ihr Vorhaben mittheilend, fiel es ihr nicht schwer, sie zu bewegen, ihr bis zum Viminal Gesellschaft zu leisten. Handelte

es sich doch um ein Werk christlicher Nächstenliebe. Noch einige Minuten und beide befanden sich schon auf dem Wege.

Raschen Schrittes flog Floronia voran, nicht ohne die übrigens sehr vernünftige Einsprache der Alten so ziemlich zu überhören. Diese hatte sich zwar gern zur Begleiterin hergegeben, hier aber schien es sich um ein Wettrennen zu handeln.

Und alles Rennen schien vergebens zu sein. Das Leichenbegängniß nämlich eines Senators, dessen Zug die ganze Straße neben der Basilica Ulpia, den er nothwendig nehmen mußte, um zum Viminal zu gelangen, versperrte, nöthigte beide anzuhalten. Die Leiche, da es sich um die eines Senators handelte, sollte auf dem Römischen Forum verbrannt werden. *)

Das Leichenbegängniß bei reichen und angesehenen Personen hieß Indictum, weil das Volk durch öffentliche Ausrufer dazu eingeladen ward. Einst hatten solche nur zur Nachtzeit stattfinden dürfen, zur Zeit

---

*) Die Römer hatten das Verbrennen der Leichen von den Griechen angenommen, doch ward es niemals in Rom allgemein. Schon Numa Pompilius untersagte es, nach Plutarch, seine Leiche zu verbrennen, und zu allen Zeiten hat es nicht an Römern gefehlt, die diesem seinem Beispiel folgen zu müssen glaubten.

unsrer Geschichte waren sie aber auch schon am Tage gestattet.

Gewiß ist es dem Einen oder dem Andern meiner Leser nicht unlieb, hier einer wenn auch nur sehr oberflächlichen Beschreibung einer römischen Leichenfeier zu begegnen, als wie jene es war, die Floronia in fieberhafter Aufregung, die alte Praxedis aber mit wohlgefälliger Schaulust an sich vorüberziehen sehen mußten.

Die Leiche lag unbedeckt mit der Pränestischen Toga bekleidet auf vergoldeter Bahre, die von zwölf Männern getragen ward. Dann folgten mehrere andere Tragbahren, theils mit den Statuen der Vorfahren des Verstorbenen, und theils mit den werthvollen Geschenken beladen, die er während seines Lebens erhalten hatte. Schauspieler, Gaukler, Nänienfänger, oder vielmehr Nänienschreier und Klagweiber schritten zu beiden Seiten der Leiche, und heulten und schrieen ohrenzerreißend darauf los. Daß ihre Thränen, die in kleinen Glasfläschlein, Lacrymatorien genannt, eingesammelt wurden, reichlich fließen mußten, versteht sich von selbst. Waren es doch bezahlte Thränen. Einige Flötenspieler ließen grausige Melodien vernehmen, und zehn Trompeter bliesen zur Abwechslung aus vollen Backen ohrenzerreißend drein.

Vor der Leiche her schritten Lictoren mit umgekehrten Fasces, und hinter diesen die Freigelassenen, die durch die letztwillige Verfügung des Verstorbenen ihre Freiheit erhalten hatten. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen folgten endlich mit überkreuzgeschlagenen Armen der Leiche.

Und gerade unter den Letzteren nahm Floronia denjenigen wahr, dessen sie mit so namenloser Beklommenheit harrte. Sextus Sabinus war einer der Leidtragenden. Ein leiser Schrei entwand sich ihrer Brust, als sie ihn ansichtig ward. Aber vergebens hatte sie sich auf die Fußspitzen zu erheben gesucht, um von ihm bemerkt zu werden. Gesenkten Hauptes war er vorüber gegangen.

Nunmehr konnte der Gang nach den Viminalischen Gärten füglich unterbleiben. Dafür aber mußte ihr Alles daran liegen, hier den Patrizier zu sprechen. Ohne sich lange zu besinnen, warf sie sich in das Leichengefolge hinein, wie sehr die alte Begleiterin sich auch angelegen sein ließ, sie davon abzuhalten.

Endlich hielt der Leichenzug beim Rostrum *) an, das von einem Redner bestiegen ward, der die edlen

*) Eine mit Schiffsschnäbeln verzierte Rednerbühne.

Eigenschaften des Verstorbenen nach Gebühr zu preisen suchte.

Erst jetzt ward es der Jungfrau möglich, sich dem Patrizier zu nähern.

Dieser stand mit dem Blick starr auf den Redner gerichtet, fast als habe er es darauf angelegt, sich dessen Worte ins Gedächtniß einzuprägen, während es dem aufmerksamen Beobachter kaum hätte entgehen können, daß er in seiner großen Zerstreuung gar nichts von der ganzen Rede weder verstand noch hörte.

Ein leises Zupfen an seiner Toga nöthigte ihn sich umzudrehen. Aber er glaubte zu träumen, als er Floronia hinter sich wahrnahm. Hochroth im Gesichte flüsterte sie ihm leise zu:

„Folg mir in einiger Entfernung, ich bitte Dich flehentlichst."

Ohne seine Antwort abzuwarten, entfernte sie sich auch schon. Tiefes Erstaunen bemächtigte sich des Patriziers. Was hätte er zu dieser sonderbaren Einladung auch sagen sollen? Und die sonst so schüchterne Floronia, woher kam es, daß sie mit einemmale so beherzt erschien? Doch Sextus, sich weder um die Zungengeläufigkeit des Redners, noch um die Vorkehrungen zum Verbrennen der Leiche weiter kümmernd,

folgte gern der Einladung. Die Kleine, den Arm ihrer älteren Begleiterin ergreifend, schien es meisterhaft zu verstehen, sich einen Weg durch die hör- und schaulustige Menge zu bahnen.

„Verlaßt euch auf Weiber!" murmelte leise der Patrizier. „Sei es immerhin die Allerzüchtigste, wenn es der Liebe gilt, bleibt sie niemals lange unempfänglich!"

Tausend Ideen durchkreuzten das Gehirn des lockeren Patriziers. Floronia also müsse alles Ernstes gesonnen sein, seiner Liebe Gehör zu verleihen. Und doch that es ihm wieder unendlich wehe, sich die Jungfrau so leicht ergeben zu sehen, sie, die ihm bisher als eine Art von übernatürlichem Wesen vorgekommen war. Es schmerzte ihn, sie von dem Altar niedersteigen zu sehen, auf welchen er in seiner Einbildung sie zu erheben sich hatte angelegen sein lassen. „Folglich," so fuhr er zu vernünfteln fort, „kann meine Liebe auch nur den gewöhnlichen Gang aller Leidenschaften einschlagen, sie wird nämlich eine Zeit lang bestehen, um dann aus Langeweile zu vergehen, zu sterben." Es schien ihm lieb zu sein, daß das Mädchen jene strengen Grundsätze, die er bei demselben haßte, verabschiedet habe, und doch bewunderte er eben diese

Grundsätze und verehrte das Mädchen der Grundsätze halber. Der Wüstling haßt das tugendhafte Weib, auch verleumdet er es gern, oder sucht es mindestens lächerlich zu machen, im Innern seiner Seele aber sieht er sich genöthigt, es zu verehren.

Gleich den Meereswogen, wo die eine immer die andere vor sich hintreibt, erreicht, mit sich fortwälzt und dann zerspült und zersprengt, um gleich darauf von der nachfolgenden Woge fortgetrieben, erreicht, zerspült und zersprengt zu werden, ging es auch mit der Gedankenströmung des Patriziers, während er seinen beiden Führerinnen auf dem Fuße zu folgen suchte.

Sie schlugen die Richtung nach dem Aventin ein. In ein enges Gäßchen wendend betraten sie ein Häuschen von nur sehr ärmlichem Ansehen, das Sextus, so viel er sich erinnerte, aber nicht für das des Anicetus hielt. Unschlüssig, ob er folgen dürfe, blieb er vor der Vorhalle stehen, bis die Alte, schüchtern sich umschauend, ob sie von Niemaden bemerkt werde, ihm winkte einzutreten.

Floronia erwartete ihn in einem nur ärmlichen Zimmerlein.

„Patrizier," rief das Mädchen sichtbar bewegt aus, „Du schwebst in der größten Gefahr! Der Kaiser —

ich weiß es mit Bestimmtheit — hat den Befehl zu Deiner Gefangennehmung ertheilt. Noch an diesem Abend wird solche stattfinden. Ich war im Begriff, Dir die Nachricht in Gesellschaft dieser alten Freundin zu bringen, als ein glücklicher Zufall mich schon früher Dich hat finden lassen.“

Sextus blieb ganz gleichgültig bei dieser Mittheilung. Aber unendlich leid that es ihm, erfahren zu müssen, daß Floronia nicht aus Liebe, sondern nur aus Mitleid ihn aufgesucht habe. Seine Eigenliebe schien beleidigt zu sein. Er schwieg mit unverkennbarem Mißmuth.

„Hast Du etwa nicht verstanden, was ich Dir so eben gesagt habe?“ fragte das Mädchen befremdet. Die kalte Gleichgültigkeit, mit der der Patrizier ihre Mittheilung aufnahm, hatte sie tief bekümmert. Oder willst Du es vielleicht nicht begreifen, daß Du binnen einigen Stunden in den Kerker geschleppt werden wirst, um ihn nur mit dem Grabe zu vertauschen?“

„Ich habe Alles recht wohl verstanden, und verstehe es auch zu würdigen, was bleibt mir aber zu thun übrig? Soll ich etwa verzweifeln? Der Kaiser wird Verdacht haben, daß ich die Leiche des Flavius Clemens habe rauben helfen, was nach seiner Ansicht

freilich den Tod verdient. Sei es! Ich bin Römischer Patrizier und weiß, was unter ähnlichen Umständen mir obliegt . . . . . Uebrigens dank ich Dir, holdes Mädchen, für das, was Du für mich thatest, und für Deine edlen Absichten ... Leb wohl, Floronia! Vielleicht für immer. Ich kehre in meine Wohnung zurück."

„Rasest Du, Sextus? Nein, um Gottes Willen, kehre nicht heim! Man wird Dich in den Kerker schleppen."

„In den Kerker schleppen? Nein, Domitian mag meinen Leichnam in die Tiber werfen, oder auch verbrennen lassen, um die Asche in den Wind zu streuen, dies steht ihm frei. Mehr aber auch nicht."

Floronia schrie laut vor Schmerz. Dann sich dem Patrizier zu Füßen werfend, fuhr sie flehenden Tones fort:

„Sextus, bei den Gefühlen, die uns in unserer zartesten Kindheit gemein waren, beschwöre ich Dich, mach Dich keines Verbrechens schuldig. Verhüte es, daß ich Dich unter den Verworfenen bejammern muß! Gott hat Dir das Dasein gegeben, nur von ihm allein hängt die Zahl Deiner Tage ab!" Laut schluchzend, bedeckte sie das Antlitz mit beiden Händen.

Die Verzweiflung des Mädchens war grenzenlos, und schien den klarsten Beweis zu liefern, daß es ihn wirklich liebe. Nicht Mitleid also, sondern Liebe hatte die junge Christin bewegen müssen, ihn aufzusuchen. Diese Ueberzeugung wirkte mächtig auf Sextus.

„Wo vermag ich vor Domitians Allgewalt mich zu verbergen?“ fragte er halb kleinmüthig. „Seinem Spähergesindel bleibt nichts verborgen und sein Arm erreicht mich überall. Wenn ich mit Dir vereint leben könnte, wäre es auch in den eisigen Regionen der höchsten Gebirgsgipfel, oder in düsteren unterirdischen Grüften, dann freilich .... Doch dies kann nicht sein. Folglich ist es gescheidter, mich ruhig meinem Geschicke zu ergeben.“

„Such Dich zu verbergen, bis der Zorn des Kaisers sich gelegt hat, oder bis .....“

„Wo?“

„Sind die Cementgruben in der Villa an der Appischen Straße Dir schon in Vergessenheit gerathen? Dort haben die Unsrigen schon oft eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Am Tage mußt Du freilich unter der Erde hausen, und nur zur Nachtzeit mag es Dir vergönnt sein, der frischen Luft zu genießen, oder im Landhause der edlen Tulliola auszuruhen.

Der Gedanke für längere Zeit in jener dunklen Necropolis leben zu müssen, kam dem verweichlichten Patrizier nicht gar einladend vor, dem Mädchen aber in das schöne Antlitz schauend, fragte er:

„Wird es mir mindestens vergönnt sein, Dich von Zeit zu Zeit dort zu sehen?“

„Ganz sicher. Ist es Dir denn unbemerkt geblieben, daß gerade jene unterirdischen Grüfte den Versammlungsort zur Feier unserer religiösen Mysterien bilden? Wenn die Christenverfolgungen noch erbitterter werden sollten, dann wird auch mein Oheim Anicetus mit mir seine Zuflucht dort nehmen.“

„Wohlan! Führe mich zur Villa. Ich folge Dir!“

„Führen kann ich Dich kaum. Seit diesem Morgen ist mein Oheim ausgegangen und mit Sehnsucht sehe ich seiner Zurückkunft entgegen. Diese muß ich jedenfalls abwarten. Aber Praxedis wird Deine Führerin sein, und wird in meinem Namen mit der Dame sprechen.“

„Dann warte auch ich die Zurückkunft Deines Oheims ab,“ gab Sextus entschieden zur Antwort.

Doch Floronia stellte ihm die Gefahren, die seiner

bei jeder ferneren Verzögerung harren könnten, so dringend vor, daß er sich endlich entschloß, sich mit der Alten auf den Weg zu begeben; jedoch nur unter feierlicher Zusage von Seiten des Mädchens, daß es die Cementgruben nächstens besuchen werde.

Erst jetzt kehrte Floronia nach Hause zurück. Sie war mit sich selbst zufrieden und auch überzeugt, daß ihr Oheim ihr Verfahren billigen werde. Aber der Oheim kehrte immer noch nicht heim. Was bedeutete dieses lange Ausbleiben? Sollte ihm vielleicht irgend ein Unfall begegnet sein? Von Minute zu Minute vermehrte sich die Unruhe der Jungfrau. Es war ihr nicht unbekannt, daß er hatte versuchen wollen, unter irgend einem Vorwande in die Mamertinischen Kerker zu dringen, wo gefangene Christen seines Beistandes bedurften.

Schon hatte die Abenddämmerung begonnen, und noch immer ließ der Oheim sich nicht sehen. Es ward dem Mädchen so unheimlich im Innern des Hauses, daß sie in der Vorhalle die Ankunft des Heißersehnten erwarten wollte. Und bald vernahm sie auch Fußtritte im engen Gäßchen. Aber es war nicht das bedächtige Einherschreiten des alten Priesters, sondern das feste Auftreten eines rüstigen Mannes. Einige Augenblicke

später betrat der Prätorianersöldling, der Sohn des alten Praxedis, die Vorhalle.

„Ich bin Ueberbringer trauriger Botschaft,“ sagte er. „Vater Anicetus ist in den Mamertinischen Gefängnissen als christlicher Priester erkannt worden. Man hat ihn als Gefangenen zurückbehalten.“

Laut jammerte Floronia beim Vernehmen der Kunde. Anfangs war sie gewilligt, nach dem Kerker hinzueilen, und sich dort offen als Christin zu bekennen, um dann das Loos ihres Oheims zu theilen. Werde sie aber auch ganz denselben Kerker mit ihm theilen können, oder sei es nicht vielmehr wahrscheinlicher, daß man sie zwar festnehmen, aber getrennt von ihrem Oheim einsperren werde? Zuvor schien es ihr also rathsamer, sich zur edlen Tulliola hin zu begeben, um derselben alles Weitere zu überlassen.

Trotz großer Furcht, die durch das Eintreten der Nacht nur noch gesteigert ward, machte sie sich ganz allein auf den Weg. Brennende Thränen entstürzten ihren Augen, als sie das Haus verließ, wo ihre theure Mutter den Geist aufgegeben, und in welchem sie mehrere Jahre hindurch, wenn auch nicht glücklich, doch ruhig und zufrieden verlebt hatte, das sie aber,

wie eine geheime Ahnung ihr sagte, nie mehr betreten werde.

Raschen Schrittes eilte sie dann dem Capenischen Thore zu und langte fast gleichzeitig mit Sextus in der Villa an.

Um gerade dieselbe Zeit ließ Domitian sich den Nazaräer vorführen, der sich, wie der Kaiser bemerkte, ganz von selbst in den Käfig hatte begeben wollen. Man hatte ihm berichtet, der Gefangene habe das Ansehen eines Nazaräers, und müsse mindestens ein Priester, wenn nicht gar der Oberpriester (Bischof) der Secte sein. Dies hatte des Kaisers Neugierde stacheln müssen.

Das ehrwürdige Ansehen des Greises machte den Weltbeherrscher für Augenblicke stutzig. Es kam ihm vor, als fühle er sich ihm gegenüber verlegen. Erst nach einigen Minuten hatte er sich in so weit gesammelt, ihn zu fragen:

„Man hat mir berichtet, Du seiest Nazaräer. Ist es so?"

„Ja, mein Kaiser, ich bin Christ. Wer vermag dies zu leugnen?"

„Bist Du gewilligt, den Göttern Libationen darzubringen?"

„Nein. Ein Christ darf seinen Glauben nicht verleugnen, und noch weit weniger ist es ihm vergönnt, den Götzen zu huldigen. — Wenn's darauf ankommt, soll er zum Bekenntniß seines Glaubens dem Tode ruhig in's Antlitz schauen, und Gott danken, der ihn des Märtyriums für würdig hält."

In der Haltung des Greises lag jene hohe Würde, die zwar vom erhabenen Selbstbewußtsein zeugt, aber von herausforderndem Trotz noch weit entfernt ist.

Domitian lief unruhig im Zimmer auf und ab. Die Geistesruhe des Gefangenen nöthigte ihm Bewunderung ab und reizte ihn zugleich zum Zorn. Es wäre ihm doch so lieb gewesen, einen Christen aus Furcht vor dem Tode um Gnade flehen zu sehen; bis jetzt aber war ein solcher Genuß ihm noch nicht zu Theil geworden.

Endlich blieb er vor Anicetus stehen. Wild mit dem Fuße stampfend, rief er mit seiner kreischenden Stimme aus:

„Du mußt sterben! Nur leid thut es mir," fügte er dann halb lachend hinzu, „daß Du so gräßlich mager bist. Dein zähes Fleisch kann den armen Bestien nur eine ganz erbärmliche Nahrung gewähren!"

„Des Herrn Wille geschehe!“ entgegnete der Greis mit himmlischer Ruhe.

Von Neuem lief der Kaiser im Zimmer auf und ab. Es fiel ihm ein, es solle Nazaräer gegeben haben, die in die Zukunft hatten sehen können. Vielleicht wäre dieser Alte im Stande, ihm ein langes Leben zu verkündigen. Aber wenn die Antwort gerade das Gegentheil von dem, was er wünschte, sage? Für Augenblicke blieb er unschlüssig. Endlich faßte er Muth, und mit halb zitternder Stimme sagte er:

„Es ist mir bekannt, daß es den Nazaräern vermöge Zauberkünsten zuweilen gelingt, kommende Dinge vorherzusehen; vielleicht noch sicherer, als der zuverlässigste Haruspex. Sag mir: ist mein Lebensende nahe, oder liegt es mir noch fern? . . . Wenn Deine Antwort mir behagt, schenk ich Dir das Leben.“

„Nur Gott allein kennt die Zukunft,“ gab Anicetus unbefangen zur Antwort, „thöricht ist der Mensch, der wähnt, daß es andern Menschen vergönnt sei, den Schleier, der sie bedeckt, zu lüften.“ Dann senkte er das Haupt, als denke er über etwas nach, und nachdem er einige Minuten im Stillschweigen geblieben war, erhob er den begeisterten Blick gen Himmel und wiederholte langsam und feierlich: „nur Gott allein

kennt die Zukunft .... Seine Stimme aber, die mir in die Seele ertönt, sagt mir, daß der Zorn des Himmels Dein Haupt zerbrechen wird gleich einem irdenen Gefäße ..... Du wirst aufhören müssen zu freveln. Kaiser Domitian, Dein Mörder ruht unter Deinem Dache ....."

Der Kaiser ward leichenblaß, ein convulsivisches Zittern bemächtigte sich seiner und verwirrten Blickes schaute er den Alten an. Dann schämte er sich aber seiner Verzagtheit. Die Wächter, die den Alten begleitet hatten, waren ja anwesend; es kam also darauf an, seines Schreckens sich zu bemeistern, oder mindestens sich so zu stellen.

„Köstlich, böser Haruspex," rief er lachend aus. „Da mein Ende Dir so klar vor Augen schwebt, such' hübsch auch das Deinige zu errathen. Wir wollen sehen, ob Dir's gelingt."

Anicetus ward noch bleicher, als er es in der Regel war. Mit dem Blicke vor sich hinstarrend, als suche er irgend einen unsichtbaren Gegenstand, öffneten sich seine Lippen; es schien als spreche er, und doch vernahm man keinen Laut. Dann schloß er den Mund wieder. Einige Augenblicke später war es, als spreche er in einer Art von Delirium:

„Nacht, düstere Nacht ..... Der Regen ergießt sich in Strömen ..... Hunde .... Hunde nagen an meinen Gebeinen ...... Vor dem Throne des Allewigen aber stimmt meine Seele in das Hosianna der Engel ein.“

„Allerliebst! Du wirst also, mein lieber Graubart, wenn ich sonst recht gehört habe, von Hunden zerfleischt und zernagt werden? Prächtig! Nun, wir wollen sehen ob's eintrifft!“

Anicetus antwortete nicht. Verwundert den Kaiser anschauend, schien es, als habe er dessen Worte nicht einmal verstanden.

Domitian ergriff ihn beim Arm, und ihn derb schüttelnd, rief er noch lauter lachend aus:

„He, Alter! hast Du verstanden? Mit Deiner Vorhersagung soll's sein Bewenden behalten. Statt aber zu gestatten, daß die armen Hunde sich die Zähne an Deinen alten Knochen verbeißen, will ich Dich zuvor lebendig braten lassen. Schade nur, daß man Deine verruchte Asche in den Wind streuen wird und folglich die Hunde nichts davon zu nagen bekommen. Was meinst Du dazu?“

Der Greis, den begeisterten Blick wieder nach

oben wendend, schüttelte sanft lächelnd das Haupt. Dann sagte er mit lauter Stimme:

„Nein, Kaiser Domitian, nicht in den Wind wirst Du meine Asche streuen lassen, sondern meine von Hunden zernagten Gebeine werden bis zum Tage der Auferstehung bei den heiligen Gebeinen meiner erschlagenen Brüder ihre Ruhestätte finden.

Noch gräßlicher lachte der Kaiser. Dann befahl er, den Gefangenen bis morgen in die Kerker zurückzuführen.

Vierzehntes Capitel.

Der Scheiterhaufen.

Wie sehr auch die Vorhersagung des christlichen Priesters den Kaiser, trotz erheuchelter Gleichgültigkeit, erschreckt haben mochte, gelang es ihm doch bald, sich damit zu trösten, daß Derjenige, der sein eigenes Lebensende nicht zu bestimmen vermöge, noch weit weniger Auskunft über das Lebensende Anderer geben könne. Unrecht hatte er gewiß nicht, nur hätte es sich einfach um die Frage handeln können, was denn wirklich mit den Gebeinen des Greises stattfinden werde. Doch der Kaiser hatte ja ihr Verbrennen anbefohlen, und wer hätte an dem Machtgebote eines Kaisers einem armen christlichen Priester gegenüber zu zweifeln vermocht?

Auch das Bild der Vestalin peinigte den Weltbeherrscher. Cornelia stand fortwährend vor seiner Seele. Seit kurzer Zeit war er sehr fromm gegen die Göttin Vesta geworden und hatte sich schon oft in ihren Tempel zur Darbringung seiner Libationen begeben, ohne aber Cornelia gesehen, oder wenn es ihr nicht möglich war, ihm ausweichen zu können, ohne etwas anderes, als kalte Zurückhaltung, wenn nicht gar offenbare Geringschätzung bei ihr wahrgenommen zu haben.

Am nächstfolgenden Morgen, als Domitian des Priesters Anicetus Verdammungsurtheil gefällt hatte, stand er früher als gewöhnlich vom Bette auf, und weil er gerade nichts Zweckmäßigeres zu thun fand, begann er sogleich mit der Fliegenjagd. Aber dieser Lieblingszeitvertreib sagte ihm diesmal nicht zu. Entweder fehlte es den Fliegen an Artigkeit, sich fangen zu lassen, oder ihm an Behendigkeit und Geschick, sie zu fangen. Bald ward er der Jagd auch schon wieder überdrüssig und warf sich auf sein Ruhebett nieder, um mit halb geschlossenen Augen wieder an die fatale Voraussagung des verwünschten Nazaräers zu denken.

Dies aber quälte ihn zu sehr, und da die Jagdunterhaltung ihm nun einmal nicht behagte, mußte schon an irgend eine andere Zerstreuung gedacht wer-

den. Gewiß keine ganz leichte Aufgabe bei Menschen, die der Genüsse schon übersatt geworden sind, und die kein Vergnügen mehr aufzutreiben wissen, das sie nicht schon gekostet hätten, oder das den Reiz der Neuheit noch trüge.

Bald aber schien er denn doch eine Unterhaltung ausgedacht zu haben, die sich seines ganzen Beifalls erfreute. Mindestens schmunzelte er selbstgefällig und rieb sich freudig die Hände. Dann seinen Günstling Parthenis rufend, gab er demselben leise einige Befehle.

Aber der Freigelassene, statt wie gewöhnlich hurtig zur Ausführung der erhaltenen Aufträge zu schreiten, staunte seinen Herrn befremdet an. Schien es doch fast, als befürchte er, derselbe dürfte vollkommen närrisch geworden sein. Erst nach einigem Zögern machte er sich daran, den Willen des Kaisers zu vollziehen.

Bald darauf sah man im Palast eine Menge von Freigelassenen und von Sclaven beschäftigt. Ein großer Saal ward mit schwarzen Teppichen an den Wänden und sogar an der Ueberwölbung bedeckt, die Fenster wurden dicht verhüllt und alles Geräth im Saale ward mit schwarzer Farbe überstrichen, während andere Sclaven Bündel von Cypressenzweigen herbei-

schleppten. Der Saal ward in einen großartigen Trauersaal verwandelt.

Die Kaiserin, von Neugierde geplagt, welchen Zweck die Traueranstalt doch haben könne, begab sich zum Kaiser, um sich bei ihm zu erkundigen, ohne aber irgend eine bestimmte Auskunft zu erhalten. Nur so viel erfuhr sie, daß er die Absicht habe, sich eine unschuldige Unterhaltung zu verschaffen. Er sei gesonnen, Personen, die ihm treu zugethan wären, bei sich zu Tische einzuladen.

Und dies geschah denn auch wirklich. Während im Palast nun alle Hände beschäftigt waren, den Trauersaal möglichst schauerlich herzurichten, wurden mehrere Senatoren und Patrizier auf die letzte Tagesstunde beim Kaiser zu Tische eingeladen. Vor Sonnenuntergang fanden alle Eingeladenen sich im Vorzimmer versammelt. Bei ähnlichen Gelagen war es immer üblich, den Gästen Blumenkränze zu reichen, mit denen sie sich das Haupt bekränzten. Wie mußten Alle aber erstaunt sein, als einem Jeden ein Cypressenkranz dargeboten ward! Stillschweigend und überrascht schauten sie sich an. Noch waren sie nicht im Stande gewesen, sich gegenseitig ihre Ansichten über dies sonderbare Verfahren mitzutheilen, als die Thüre zum Speise-

saale auch schon weit aufflog und der Kaiser in schwarzer Toga gekleidet und ebenfalls mit Cypressen bekränzt auf der Thürschwelle erschien, um mit düsterer Miene und leichenblaß sie zum Eintreten einzuladen.

Der Schauer aller Eingeladenen mußte noch unendlich gesteigert werden, als sie in dem matt erleuchteten Speisesaal nur schwarze Gegenstände wahrnehmen konnten. Ja sogar Tischtücher und Servietten waren von schwarzer Farbe. Hinter einem jeden der Tischgenossen stand ein Säulenstumpf und auf demselben eine irdene Todtenlampe, neben dem Säulenstumpf aber ein schwarzgefärbter Sclavenknabe, als Todtengenius, mit umgekehrter Fackel in der Hand. Die aufgetragenen Speisen waren der Art, wie solche bei Todtengelagen gebräuchlich waren.

Kein Wunder, wenn alle Gäste dafür hielten, der Kaiser habe sie ohne Ausnahme dem Tode geweiht, und sich den grausamen Scherz erlauben wollen, sie an ihrem eigenen Todtenmahle Theil nehmen zu lassen. Wie versteinert schauten sie die grausige Vorbereitung an.

„Nehmt Platz, Senatoren und Ritter,“ sagte der Kaiser mit erkünstelter Freundlichkeit, „und theilt mit mir das Todtenmahl, das ich den Schatten der Römer,

die kämpfend gegen die Dacier fielen, zu feiern beschlossen habe!"

Keiner der Eingeladenen glaubte den Worten des Kaisers; es war ja allen aus Erfahrung die Gewohnheit des Kaisers bekannt, sich der Sprache nur zum Verbergen seiner wahren und eigentlichen Absichten zu bedienen.

Kaum hatte ein Jeder seinen Platz an der Tafel eingenommen, als die schwarzgefärbten Sclavenknaben den Todtentanz um die Tafel gleich Besessenen anfingen. Daß dies die Eßlust der Tischgenossen nicht vermehren konnte, ist leicht begreiflich. Nur allein Domitian aß und trank frisch darauf los, und um seinen Gästen die Speisen noch mehr zu würzen, erzählte er mit außerordentlicher Gesprächigkeit die verschiedenen Marter und Todesarten, die er seinen Opfern bereiten zu lassen verstanden habe.

Zwei lange schauderhafte Stunden dauerte das grausige Todtenmahl. Endlich hob der Kaiser die Tafel auf, weil die Langeweile schon angefangen hatte sich seiner zu bemächtigen. Doch waren die Gäste noch keineswegs ganz außer Aengsten. Erst als sie den Palast verlassen hatten und einem jeden ein Sclave des kaiserlichen Haushaltes folgte, der das silberne

Tischgeräth und die goldnen Becher trug, die einem Jeden bei Tische gedient hatten, und den schwarzgefärbten Knaben mit dem Bemerken mit sich führten, daß die Freigebigkeit Domitians ihnen Silber- und Goldgeschirr nicht minder, als den Todtengenius schenke, da fingen Alle an wieder frei aufzuathmen.

Vielleicht war es das einzigemal während seiner ganzen Regierung, daß Domitian sich gegen Menschen, die von ihm waren gepeinigt worden, als einen kleinen Ersatz dafür hatte freigebig beweisen wollen.

Ein convulsivisches Lachen bemeisterte sich des Kaisers, als er im Speisesaal mit Parthenis allein geblieben war.

„Das war ein Göttergenuß!" rief er aus. „Hast Du die Leichengesichter noch in Erinnerung behalten? Mir werden solche lange Zeit vor Augen bleiben. Und meine Eingeladenen? Auch sie werden sich noch lange dieser Tafelfreuden erinnern. Seit vielen Jahren habe ich mich nicht so göttlich unterhalten. Beinahe thut es mir leid, daß ich nicht auch Domitia an der Unterhaltung habe Theil nehmen lassen. Doch auch sie wird kaum gesäumt haben, sich nach ihrer Art die Zeit zu vertreiben ... Nur sei behutsam, meine schöne Domitia, damit der Becher nicht überströme!"

Stillschweigend hörte Parthenis zu. Was hätte er aber auch zu den wahnsinnigen Freudenäußerungen seines Herrn in Bezug auf die beängstigten Tischgenossen, oder zu den Drohungen gegen die Kaiserin sagen sollen? Dieser jedoch beschloß er, die Drohung am folgenden Morgen mitzutheilen.

Unterdessen gähnte Domitian nach alter Gewohnheit. Ein furchtbarer Donnerschlag unterbrach ihn; der Regen ergoß sich in Strömen vom Himmel.

„Eine grausige Nacht!“ rief er aus. Mit einemmale fiel ihm dann der alte christliche Priester ein, den er gestern zum Tode verurtheilt hatte. Es war ihm, als sehe er dessen kahles Haupt und als schaue er den sanften ruhigen Blick des Greises. Auch dessen Worte: „Hunde nagen an meinen Gebeinen“ schienen ihm ins Ohr zu dringen. Der genossene Wein, die vom Todtenmahl noch aufgeregte Phantasie und die stürmische Gewitternacht trugen gewiß das Ihrige dazu bei, den feigen Tyrannen furchtbar zu erschüttern. Er zitterte wie von Fieberfrost geschüttelt und kalter Schweiß netzte ihm die Stirn. Auch mit geschlossenen Augen meinte er den alten Nazaräer zu sehen, und die Worte, daß Hunde an seinen Gebeinen nagen würden, hörten nicht auf als grausiges Echo ihm wiederzuhallen.

„Es ist spät, Parthenis,“ rief er dem Freigelassenen zu, „führ' mich in mein Schlafgemach. Während ich mich der Ruhe übergebe, geh' Du auf den Cälius in die Reitbahn des Mars, um Dich zu überzeugen, was denn aus der Asche des verwünschten Nazaräers geworden ist. Der Regen wird sie gewiß in die Tiber geschwemmt haben.“

Der Befehl behagte dem Freigelassenen ganz und gar nicht, der sich weit lieber nach dem Beispiele seines Herrn der Ruhe überlassen hätte.

„Gern, mein Kaiser, richte ich Deine Befehle aus, nur bitte ich erwägen zu wollen, daß ich in der Marsreitbahn schwerlich etwas werde auffinden können. Die Nacht ist ja erschrecklich finster, kaum dürfte es möglich sein, den Ort, wo die Verbrennung stattfand, auszumitteln.“

„Finster oder nicht finster, dies gilt mir ganz gleich. Um die Finsterniß zu verscheuchen, sind Fackeln gut; auch dürfte es Dir nicht an Sclaven zu Fackelträgern und wenn Dir bange ist, an Prätorianern zu Deiner Bedeckung mangeln. Richte also hübsch aus, was ich Dir anbefohlen habe.“

Sich tief verbeugend, schickte der Günstling sich an, des Herrn Befehl zu vollziehen.

Der Platzregen hatte nachgelassen, aber der Donner erdröhnte noch immer gleich grausig und zickzackige Blitze sprüheten aus schwarzen Wolken, als Parthenis von vier Prätorianergardisten begleitet, unter Vorschreitung zweier Fackelträger den Palatin verließ. Der Freigelassene haßte seinen Herrn, obgleich er allgemein für dessen Günstling galt, denn die souveräne Gunst befreite ihn doch keinesweges von so manchen Erniedrigungen und so vielen Kränkungen, die er von den tollen Launen dieses wetterwendischen Herrn zu ertragen hatte. Er verabscheute denselben und brütete schon seit langer Zeit auf Rache.

Stillschweigend legten Parthenis und seine Begleiter den Weg bis zur Marsreitbahn des Cälius zurück. Dort angelangt, vermochte man aber selbst beim Fackelschein nichts zu entdecken.

„Der Platzregen hat Alles mit sich fortgespült,“ bemerkte Parthenis. „Kehren wir also getrost nach dem Palatin heim; die Asche des Nazaräerhundes ist schon längst in die Tiber hingeschwemmt worden.“

„Suchen wir lieber noch etwas genauer,“ entgegnete ein diensteifriger Prätorianer. Einige Ueberbleibsel vom Scheiterhaufen müssen sich doch auffinden lassen.“

Die Entgegnung, wie vernünftig solche auch immer

war, mißfiel dem Günstling, dem es behaglicher erschien, sobald als möglich heimzukehren.

Kaum hatten sie aber das Suchen wieder begonnen, als man die Stimmen mehrerer Hunde, die sich unter sich bissen, vernahm. Alle eilten der Richtung zu.

„Beim Cerberus," fluchte Parthenis, „ich möchte darauf wetten, der alte Nazaräer hat recht gehabt, als er sagte, die Hunde würden seine Gebeine zernagen!"

Er täuschte sich auch wirklich nicht. Der furchtbare Platzregen hatte das Feuer des Scheiterhaufens gelöscht, noch bevor es im Stande gewesen war, den Leichnam des Märtyrers zu verkohlen, doch hatte es Zeit genug gehabt, denselben gleichsam zu braten. Eine beträchtliche Anzahl von Hunden zankte sich unter halb verbrannten Holzstücken um die menschlichen Ueberreste.

Wer hätte unter diesen Umständen noch die Prophezeiung des frommen Priesters in Zweifel zu ziehen vermocht! Die Nacht war stockfinster, der Regen war in Strömen gefallen, die Hunde zankten sich seiner Gebeine halber, und seine Seele stimmte gewiß das Hosianna vor dem Throne des Allewigen im Chore der Engel an! —

Erst gegen Abend war der Scheiterhaufen ange-

zündet worden und der greise Priester hatte den Geist unter unsäglichen Martern auf demselben aufgegeben. Dann aber hatte der Regen das Feuer auch wieder ausgelöscht, und den Henker sowie dessen Gehülfen veranlaßt heimzukehren, um den folgenden Morgen bei besserem Wetter das Weitere zu verrichten, nämlich die noch nicht verkohlten Ueberreste noch nachträglich zu verbrennen. Herrenlose Hunde, deren es auch damals schon nicht wenige in Rom gab, hatten sich dann in den Besitz der gerösteten Ueberreste zu setzen verstanden.

„Beim Cerberus, der Alte hat nicht gelogen!“ wiederholte Parthenis.

„Was ist nun zu thun?“ fragte einer der Prätorianer.

„Nichts Besseres als heimkehren,“ gab Parthenis zur Antwort, „um entweder in dieser Nacht noch oder morgen früh den Befund dem Kaiser zu berichten.“

Aber man konnte es dem Freigelassenen recht deutlich ansehen, daß eben dieser Befund ihm unendlich viel Freude verursacht hatte.

Während Parthenis nun mit seiner Begleitung wieder nach dem Palatin zurückkehrte, näherten sich vier Personen unter dem Schutze der Nacht der Brand-

stätte: Floronia nämlich, Sextus, Paris und ein ältlicher christlicher Priester.

Schon am Tage hatte man es in den Katakomben an der Appischen Heerstraße in Erfahrung gebracht, daß irgend ein Christ solle verbrannt werden. Es gab der Gefangenen ja so viele, wie hätte Floronia es nur zu ahnen vermocht, daß ihr Oheim schon das Opfer sein werde, da er erst seit so kurzer Zeit verhaftet worden war. Als sie aber mit Einbruch der Nacht vernahm, der Geopferte sei gerade ihr ehrwürdiger Oheim, da war es nicht mehr möglich, sie von der Einsammlung seiner Ueberreste abzuhalten, was damals übrigens auch ein jeder Christ als religiöse Pflicht betrachtete, wie sehr die Dame Tulliola und andere Christinnen sich auch angelegen sein ließen, sie zu überreden, sie werde nicht Geistesstärke genug besitzen, um selbst das Einsammeln zu verrichten. Auch half es nicht, daß Paris und der Priester sich erboten, für das Geschäft der christlichen Liebe pünktlich Sorge tragen zu wollen. Sie bestand darauf, daß ihr vor allen Andern dies zukomme. Sextus hatte dann das Mädchen bei der frommen Unternehmung begleiten wollen, das seiner erst ansichtig ward, als sie die Villa schon längst hinter sich zurückgelassen hatten.

Der ehemalige Gladiator wußte die Hundeschaar bald zu verscheuchen. Dann knieten alle, mit Ausnahme des Sextus, auf der Brandstätte nieder. Heiße Thränen entstürzten den schönen Augen der christlichen Jungfrau. Auch der üppige Patrizier und der einst so wilde Gladiator sowie der Priester weinten. Die schwarzen Wolken am Himmel theilten sich für Augenblicke, um dem Mondstrahl Raum zu machen, der die rührende Scene beleuchtete.

„Anicetus, der Du dort im Himmel lebst, vergiß meiner nicht!" rief schluchzend das Mädchen aus, während sie den Blick zum Himmel erhob.

„Verlieren wir nur keine Zeit," fiel Sextus ein, dem mehr daran lag, dieser herzzerreißenden Scene für Floronia ein Ende zu machen. „Wenn man uns hier ertappt, ist Alles verloren."

Paris führte eine kleine Handlaterne bei sich, die er bisher versteckt gehalten hatte, mit deren Hülfe es den drei Männern gelang, alle heiligen Ueberreste einzusammeln und in ein Leichentuch zu wickeln, das Paris zu dem Ende mitgebracht hatte. Dann nahm er den Bündel auf seine Schulter und alle Viere kehrten wieder nach der Villa an der Appischen Heerstraße zurück, Sextus, sich alle nur denkbare Mühe

gebend, die weinende und schluchzende Floronia zu trösten und zu beruhigen.

Am nächstfolgenden Morgen ließ Domitian seinen Günstling sehr früh zu sich rufen.

„Hast Du vollzogen, was ich Dir aufgetragen habe?“

„Ja, mein Kaiser.“

„Der Regen, nicht wahr, hat die Asche des Gauklers in die Tiber geschwemmt?“

„Keineswegs, mein Kaiser, ich fand im Gegentheil, daß eine Menge Hunde sich um die halbgebratenen Ueberreste des Alten zankte.“

Dann erzählte der Freigelassene mit unverkennbarer Schadenfreude den ganzen Befund dem Kaiser.

Statt zu zittern, wie Parthenis erwartet hatte, ward Domitian wüthend vor Zorn. Das Erste, was er befahl, war, den Henker mit seinen Gehülfen sogleich an's Kreuz zu schlagen, weil sie den Scheiterhaufen vor der gänzlichen Verbrennung des Verurtheilten verlassen hatten.

Erst dann, als er diesen Befehl ertheilt hatte, fing er an zu beben.

„Mein Tod steht mir also sehr nahe bevor? Und ich sterbe, von Menschen erschlagen, die unter meinem

Dache wohnen! So sagte mir der Nazaräer. Aber wer sind diese Menschen? . . . . Vielleicht Domitia? Vielleicht Parthenis? ...."

Jetzt kam die Reihe des Zitterns an Parthenis. Er hatte das halblaute Selbstgespräch des Kaisers deutlich vernehmen können, und kannte aus Erfahrung nur zu gut, mit wem er zu schaffen habe, als daß er nichts hätte fürchten sollen. Es war dem Kaiser, der raschen Schrittes im Zimmer auf und ablief, deutlich anzusehen, daß eine seiner heftigsten Gemüthsbewegungen ihn ergriffen habe.

Zum Glück für Parthenis machte ein Anmelder die Anzeige, ein Bote aus der Regia des Numa überbringe einen Auftrag von der Vestalin Flavia.

Es war ein kleines Pergamentröllchen, das der Bote überbrachte. Domitian, das rothe Band, mit dem das Röllchen umwickelt war, zerreißend, dessen Siegel eine Schlange darstellte, las den Inhalt und lachte dann grausig laut auf.

„Wohlan; wenn mein Ende nun wirklich so nahe ist, wie der alte Nazaräer gefaselt hat, dann ist es auch billig, daß ich noch so viel als nur immer thunlich zu genießen suche. Ich will mich in Liebe berauschen, koste es auch, was es kosten wolle. Dann

finde ich es auch nicht minder billig, mehrere meiner Verwandten und Freunde mir voran in die Unterwelt zu schicken, damit sie mich festlich empfangen können, wenn der alte Charon mich über den Styx setzt. Was meist Du dazu, Parthenis?“

Diesmal aber wußte Parthenis noch weit weniger was er hätte antworten sollen, wie sehr es ihm auch sonst nicht an Ausflüchten zu mangeln pflegte.

Hierauf warf sich der Kaiser auf sein Tragbette, um sich von vier rüstigen Sclaven in sein Badezimmer tragen zu lassen, nicht aber, ohne dem Freigelassenen vorher anbefohlen zu haben, der Kaiserin nichts von dem Nagen der Hunde an den Gebeinen des Nazaräers zu erzählen. Er gönnte ihr den Genuß nicht, sich darüber zu freuen, daß die Vorhersagung, wenn auch nur theilweise, wirklich in Erfüllung gegangen war. —

Fünfzehntes Capitel.

Das Feuer der Vesta.

Nur mit tiefem Schmerz hatte Cornelia vernehmen können, daß ihr Vetter Sextus verschwunden sei, und auf Befehl des Kaisers überall gesucht werde. Sein Leben schwebte also in der größten Gefahr. Bittere Thränen weinte sie dieses ihres einzigen Blutsverwandten halber.

Am Tage nach der Verbrennung des Greises Anicetus war sie noch betrübter, als je gewesen. Ein trauriges Vorgefühl, das sie nicht im Stande war, sich selbst zu erklären, hatte sich ihrer bemächtigt. Sie wünschte zu weinen, um durch Thränen Erleichterung zu erlangen, aber es schien ihr, als sei sogar die Thränenquelle bei ihr schon versiegt. Endlich wähnte sie

Linderung in der freien Luft zu finden. Der Tempelhain stand ihr ja offen.

Raschen Schrittes durchlief sie unter hohen immergrünen Eichen die dunklen Pfade, und endlich, sich auf einen kleinen freien Platz niederlassend, verfolgte sie mit dem Blicke den Flug eines Vogels.

„Glückliches Thierchen!“ rief sie aus, „wie sehr beneide ich Dich! Hoch in den Lüften möchte ich gern Deinem Fluge folgen, um.... um nie wieder zur Erde zurück zu kehren....“

Das weiße Gewand einer andern Vestalin, das durch die dichte Baumgruppe schimmerte, riß sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Es war das der kleinen Fabiola.

„Ueberall, in Deinen Gemächern, im Atrium und im Tempel habe ich Dich gesucht, Dank sei den Göttern, endlich finde ich Dich,“ rief die Kleine ihr schon aus der Ferne zu. Dann sich auf die Erde zu den Füßen der älteren Freundin zutraulich niederkauernd, und sich mit dem Ausrupfen des Grases kindlich beschäftigend, fuhr sie fort:

„Ich hätte tausend Dinge, die ich Dir gern mittheilen möchte, aber ich will versuchen, damit anzufangen, was mich am meisten angeht. In der

nächsten Nacht trifft es mich, wie Dir nicht fremd ist, beim heiligen Feuer zu wachen. Da die Großvestalin sich aber dessen erinnert hat, daß Du bereit bist, zur Nachtzeit für mich zu wachen, wirst Du den Dienst für mich übernehmen müssen. Wenn's Dir aber mißfällt, dann hoffe ich, die Göttin wird mir schon den hinreichenden Muth verleihen, um bei ihrem Feuer auch bei Nacht wachen zu können."

Dabei schaute die Kleine die Freundin zweifelnd an, als befürchte sie, solche könne den hinreichenden Muth zur Nachtwache für ächte Waare aufnehmen.

Sei unbesorgt, meine Fabiola, ich übernehme gern die Nachtwache. Das Schlafen in Deinem Alter ist ja so angenehm und so süß, daß es Jammerschade wäre, Dich desselben zu berauben. Nur sag' mir, weshalb Du Dich fürchtest, zur Nachtzeit im Tempel zu verweilen."

„Ich fürchte . . . . ich fürchte, die Göttin möchte sich hören lassen, um mich darob auszuschelten," gab die Kleine mit leiser Stimme zur Antwort.

„Dich ausschelten? Nun, dazu ist doch gewiß keine Veranlassung vorhanden, warum sollte sie Dich denn schelten?"

„Weil ich die Opfer bedaure, die ihr dargebracht

werden.... Ach, Cornelia, wenn Du wüßtest, wie unendlich leid es mir thut, wenn ich den jungen Stier und das weiße Lämmchen zum Altar hinschleppen sehe! Sie schauen mich immer so rührend an, als wollten sie mein Mitleid erflehen. Und wenn der Priester die furchtbare Axt aufhebt, um den mörderischen Schlag zu führen, dann verschließe ich die Augen, um die Blutscene nicht zu sehen."

Mit zitternder Stimme hatte Fabiola der Freundin diese Mittheilungen gemacht, während Todtenblässe ihr zartes Antlitz bedeckte. Es war nicht zu verkennen, die oft wiederholten Blutscenen, denen die Vestalinnen von Amtswegen beiwohnen mußten, hatten ihr Gemüth ganz außerordentlich angegriffen.

Cornelia gab sich Mühe, das Kind zu beruhigen.

„Sei unbesorgt, meine Kleine, die Göttin kann Dir unmöglich böse sein, weil Dein natürlich gutes Herz die armen Opferthiere bedauert. Wenn Du erst so vielen Opfern hast beiwohnen müssen, als ich, dann wird Dein Zartgefühl sich schon daran gewöhnt haben. Leider gewöhnen wir uns ja an Alles, selbst an Greuelscenen.... Aber Du wolltest mir ja tausend Neuigkeiten erzählen, krame mindestens eine davon aus, bliebe es auch nur die einzige."

„Du hast recht. Der Nachtwache halber hatte ich sie alle vergessen. Höre also: Domitian wird für heute der Göttin und uns seinen Besuch ersparen. Dafür hat er aber der Großvestalin aufgeben lassen, von heute an den Verbindungsgang zwischen dem Palatin und unserem Tempel offen zu lassen."

Die Nachricht mißfiel Cornelia, weil sie irgend ein böses Vorhaben des Kaisers befürchtete. Doch theilte sie ihr Bedenken der kleinen Freundin keineswegs mit. Dann fuhr diese fort:

„Noch giebt es eine andere Neuigkeit, die ich Dir ebenfalls mittheilen muß, weil ganz Rom davon voll ist. Gestern ward ein Nazaräer in der Marsreitbahn am Cälius lebendig verbrannt und eine große Anzahl von Hunden mit feurigen Augen brach ganz unversehens aus der Erde hervor, um die Ueberreste zu fressen."

An das Hervorbrechen der Hunde aus der Erde glaubte Cornelia zwar keineswegs, wohl aber dachte sie an die Verfolgung der Nazaräer, dachte an Florania, die Freundin aus zarter Kindheit, die tausend neuen Gefahren ausgesetzt ging, dachte an die edle Domitilla und dachte an ihre theure Mutter, die ja auch der Lehre der Nazaräer zugethan gewesen seien.

Dieser letztere Gedanke erfüllte ihre Seele mit Bitterkeit.

„Wie viele Opfer!“ rief sie dann wehmüthig aus. „Und doch hält man die Nazaräer für ganz unschädlich. Ihre religiösen Grundsätze aber dürften sich schwerlich, weder durch Feuer noch durch Schwert zerstören lassen. Das Blut Derer, die muthig für ihren Glauben sterben, erzeugt bei den Ueberlebenden nur neuen Glaubenseifer und feuert solche nur zur Verachtung aller Gefahren an. Doch schweigen wir über Nazaräer. Es ist dies eine Unterhaltung, die sich hier nicht geziemt.“

Eine kleine Pause trat unter beiden Freundinnen ein. Freudig in die Hände klatschend sprang Fabiola von der Erde, wo sie gelagert hatte, auf.

„Ich will Dir den Eichenkranz winden, der Deine Schläfe zieren wird, wenn Du die heutige Wache hältst.“

Laut aufschreiend warf sie aber sehr bald die abgebrochenen Zweige weit von sich.

„Was ist Dir geschehen?“ fragte Cornelia besorgt.

„Ein Scorpion, ein Scorpion! Sieh das unheilbringende Gewürm! Aber laß gut sein, ich werde andere Zweiglein brechen, und den Kranz dann mit

Verbenakraut und Rosmarin vermischen, was alles Unheil abwenden muß."

Cornelia lächelte über den Aberglauben der Kleinen.

„Unterlaß lieber das Kranzwinden ganz und gar, es ist ja überdies schon ziemlich spät. Ich bin gesonnen, zur Großvestalin zu gehen."

Als beide im Begriff waren, den Hain zu verlassen, langte dort die Vestalin Flavia an.

„Weißt Du es schon, daß in dieser Nacht Dich die heilige Wache trifft," sagte sie zu Cornelia.

„Fabiola hat es mir so eben mitgetheilt."

„Daß die Götter Dir günstig sein mögen!" bemerkte Flavia in heuchlerischem Ton.

„Warum sollten sie mir denn nicht günstig sein? Sind sie es doch Allen bei der nächtlichen Wache!"

„Nun, Dir gewiß mehr, als uns allen. Lieben doch die Mächtigen, die des Olymps sowohl, als die auf Erden, immer ein hübsches Gesichtlein!"

Dies sagend setzte Flavia ihren Weg fort.

Cornelia war anfangs gesonnen, ihr eine sarkastische Antwort nachzurufen; sich aber besinnend, setzte sie schweigend ihren Weg fort.

„Die Flavia ist eben so boshaft, als sie grundhäßlich ist," bemerkte unwillig die kleine Fabiola. „Oft

sollte man in Versuchung gerathen, es als ein gutes Werk zu bezeichnen, wenn ihr irgend Jemand die Gurgel zuschnüren möchte."

Cornelia schwieg zu dieser keineswegs liebevollen Bemerkung der Kleinen.

Als die Sonne vom Horizont verschwunden und nur noch ein rother Streifen im Westen übergeblieben war, begab Cornelia sich in den Tempel, um die heilige Wache anzutreten. Außer ihrer gewöhnlichen Kleidung bedeckte sie ein langer weiter Mantel von schneeweißem Wollengewebe und ein Eichenkranz zierte ihre Schläfe.

Sie war noch weit verstimmter, als jemals. Als sie den Tempel betrat, war es ihr, als erfasse eine eiserne Hand gewaltsam ihr Herz und suche dasselbe zu zerdrücken. Nur maschinenmäßig nahm sie von der abtretenden Wächterin den herkömmlichen Eisenstab zum Aufstochern der Gluth, und das Silbergefäß mit Verbenapulver zum Räuchern in Empfang.

Allmählig trat die Nacht ein. Nur das heilige Feuer erleuchtete noch den inneren Raum des Tempels, und sein Knistern unterbrach von Zeit zu Zeit die tiefe Stille.

Statt sich auf den gewöhnlichen Lehnstuhl von

Marmor niederzulassen, setzte Cornelia sich auf die Basis einer der mächtigen Säulen des Tempels, um ihren Gedanken nachzuhängen. Trotz des eben nicht bequemen Sitzes fing dennoch der Schlaf an, sein Recht geltend zu machen. Nur mit Mühe gelang es ihr, die Augen offen zu halten. Um den Schlaf nun zu vertreiben, ging sie im Tempel auf und ab, bis sie sich müde fühlte und sich dann niedersetzte. Bei keiner der vielen Nachtwachen, die sie beim heiligen Feuer schon hatte halten müssen, hatte sie sich so furchtbar von der Neigung zum Schlafen geplagt gesehen, als gerade diesmal. Gleichsam ganz gegen ihren Willen schlossen sich ihre Augenlider. Halb wach und halb träumend war es ihr dann, als schaue sie ihre Mutter, die ihr ganz so liebevoll zulächelte, wie dies in ihrer Kindheit geschehen war. Bald kam sie jedoch wieder ganz zu sich und schritt dann, um die Schläfrigkeit zu vertreiben, von Neuem im Tempel auf und ab. Ihre Stirn brannte, wie von Fieberhitze, weshalb sie solche zur Abkühlung an die Marmorsäule lehnte. Dann das heilige Feuer anschürend und ihre Sanduhr umdrehend, damit sie die Stundenzahl der Nacht nicht verliere, war sie eben im Begriffe, ihre frühere Stellung, ihre Stirn an die Säule gelehnt, wieder einzunehmen, als

es ihr vorkam, als habe sie ein Geräusch im Tempel vernommen.

Erst jetzt fiel es ihr ein, was die kleine Fabiola ihr mitgetheilt hatte, daß nämlich der lange und enge Gang, der den Palatin mit dem Tempel in Verbindung setzte, zur Verfügung des Kaisers hatte sollen unverschlossen bleiben.

Furchtbar erschreckt, wagte sie kaum den Blick nach der Richtung des Geräusches hinzurichten.

Hätte ihr nicht der Muth zum Nachschauen gefehlt, sie würde einen in einen langen Mantel verhüllten Menschen haben wahrnehmen können, der sich hinter einer Säule versteckt zu halten suchte. Bei noch genauerer Aufmerksamkeit würde sie zugleich aber auch einen zweiten Menschen bemerkt haben, der mit bewunderswürdiger Behendigkeit dem ersteren gleichsam als sein Schatten zu folgen verstand und sich ebenfalls hinter einer Säule zu verbergen suchte.

Unterdessen näherte sich der Erstere der wachehaltenden Priesterin. Seinen weiten Mantel fallen lassend, zeigten die pränestinische golddurchwirkte Purpurtoga und der Lorbeerkranz um die Schläfe, gewiß um die Kahlheit des Hauptes zu verbergen, den Kaiser Domitian in eigener Person, der sogar bei einem

nächtlichen Bubenstücke sich der kaiserlichen Abzeichen nicht hatte begeben wollen. Vielleicht um desto sicherer zum Zwecke zu gelangen.

Laut vor Angst schrie Cornelia auf, sobald sie die Anwesenheit eines Mannes im Tempel wahrnahm. Als sie jedoch den Kaiser erkannte, da verwandelte sich ihre Furcht in tiefe Entrüstung. Sich an den Altar der Göttin flüchtend, und mit einer Hand sich auf denselben stützend, fragte sie mit hoher Würde:

„Was suchst Du hier zu dieser nächtlichen Stunde im Tempel, Kaiser? Du schweigst? — Sprich, so befehl' ich Dir im Namen der Göttin, wozu ich an dieser Stelle ein volles Recht besitze! —"

„Deine Frage, meine liebenswürdige Cornelia und Dein Befehl klingen wirklich etwas komisch. Hast Du es vielleicht vergessen, daß ich der Groß-Pontifex bin? Mir steht der Tempel zur Verehrung der Göttin zu jeder Stunde, sei es Tag oder Nacht, offen."

„Zur Verehrung der Göttin? Es mag sein! — Aber nicht der Göttin halber kamst Du hierher."

„Du hast recht, holdeste Göttin, Deinethalben allein bin ich hier, um Dich zu sehen und Dir zu sagen, daß . . . ."

„Schweig, verworfener Heuchler, und entheilige

nicht frech diesen Ort durch Verbrechen! Entferne Dich eiligst, wenn Du nicht willst, daß Jupiter Dich zerschmettere!"

Aber Domitian blieb. Die Entrüstung der Vestalin verlachend, bemerkte er:

„Hör' mich ruhig an, schöne Cornelia, und schreie nicht so heftig, daß man es draußen auf dem Forum hören könnte. Der Göttin liegt gar nichts an Deiner Treue. Auch sie ist keineswegs eifersüchtig. Was aber die Menschen anbelangt, solltest Du denn doch vollkommen sicher sein, daß ich Alles vermag und Nichts mir widerstehen kann. Ich bin Kaiser und bin Groß-Pontifex. Als dieser entbinde ich Dich von Deinen lächerlichen Gelübden, verstoße dann Domitia aus meinem Hause und mache Dich zur Kaiserin."

„Nichts kann Dir widerstehen?" entgegnete Cornelia halb zornig, halb sarkastisch. „Wisse also, daß einer schwachen Priesterin der Muth nicht fehlt, Dir zu widerstehen, und gewiß auch nicht die Kraft dazu. Wie groß Deine Macht auch sein mag, sie ist immer noch nicht hinreichend, mir zu verbieten, Dir Worte zu sagen, die, obgleich sie vollkommen wahr sind, Dein Ohr noch niemals vernommen hat: Du bist ein

eben so feiger als verworfener Götterlästerer, den ich nur verachten und verabscheuen kann."

Domitian knirschte mit den Zähnen. Schon war er im Begriff, sich gleich einer Hyäne auf Cornelia zu stürzen, als diese den Eisenstab, der neben dem Bronzedreifuß des heiligen Feuers lag, ergriff:

„Zurück, Ungeheuer!" rief sie laut aus. „Zurück, wenn Du nicht willst, daß eine Vestalin Dir das kahle Haupt zerschmettere!"

Dennoch suchte der Kaiser sich ihr zu nähern. Auch war er schon im Begriff, ihr den Eisenstab aus der Hand zu winden, als ein Mann mit Blitzesschnelle hinter einer Säule hervorstürzte, um dem Angreifer mit geballter Faust einen Schlag auf das lorbeergekrönte Haupt zu versetzen, der den Weltbeherrscher zu Boden schmetterte. Sein Schädel aber mußte von dem eines Büffels nur wenig verschieden sein, sonst wäre er schwerlich nur mit einer leichten Betäubung davon gekommen.

Die so unerwartete Hülfe erschien der Vestalin wunderbar. Nur eine Gottheit hatte ihr solche bringen können. Ueberwältigt von den so verschiedenartigen Gefühlen sank auch sie ohnmächtig zu Boden.

Der Unbekannte hob sie sanft auf, um sie mit

der größten Vorsicht aus dem Tempel zu tragen. Tempel und Königsburg (die Behausung der Vestalinnen) waren ja vermittelst eines prächtigen Säulenganges verbunden.

Schon bis zur Mitte dieses Säulenganges angelangt, dachte er erst darüber nach, was er denn mit seiner holden Bürde anfangen könne. Sie in die Königsburg zu tragen, war kaum rathsam, und hier bei ihr zu verweilen, bis sie wieder zu sich gekommen sein werde, gewiß eben so wenig. Beides hätte gefährlich ausfallen müssen. Gewiß weit gefährlicher für Cornelia des Verdachtes halber, obgleich sie vollkommen unschuldig war, als in Bezug auf seine eigene Person, obgleich ihm übrigens daran gar nichts hätte liegen können.

Vor Domitian hatte er keine Furcht. Er wähnte nämlich, ihn noch ärger getroffen zu haben, als dies wirklich der Fall war.

Demnach glaubte er, es könne ihm kaum etwas Besseres übrig bleiben, als die Ohnmächtige hier im Säulengange an eine der Säulen sanft angelehnt niederzulegen.

Nachdem dies geschehen, kniete er neben ihr nieder: „Du kennst mich nicht, holde Cornelia, und wirst

gewiß nie etwas von Demjenigen erfahren, der Dich namenlos liebt, und der, um Dich zu rächen, den Kaiser niedergeschmettert hat. Nur mein Geist ist Dir immer nahe, und der leichte Wind, der Dir die schöne Stirn berührt, führt Dir meine heißen Seufzer zu.

Dies sagend, nahm er das Kleid der Vestalin, um dasselbe inbrünstig zu küssen und mit den Thränen zu nässen, die sich gewaltsam aus seinen Augen drängten. Dann verließ er eiligst die Säulenhalle, um sich im Hain zu verlieren.

Der Leser hat gewiß im Unbekannten den Gladiator Paris erkannt.

Oft verließ er zur Nachtzeit die Villa an der Appischen Heerstraße, um in der Nähe des Vestatempels umherzuschleichen, oder um, tollkühn und behende im Klettern, die hohe Mauer des Tempelhains zu übersteigen und dann im Hain sich zu ergehen. Diesmal hatte er vom Hain aus sich unter dem Schutz der Nacht bis in die Säulenhalle gewagt, wo er es, ohne vom Kaiser bemerkt worden zu sein, wahrgenommen hatte, als dieser, mit einer kleinen Blendlaterne versehen, aus einer Thür hervortrat, dann die Säulenhalle durchschritt, um sich in den Tempel zu begeben. Bei einem Waghals, wie der ehemalige

Gladiator es mehrere Jahre hindurch hatte sein müssen, konnte es kaum auffallen, daß er mit Behendigkeit ihm nachzuschleichen versuchte. Das Uebrige ist schon bekannt.

Als Paris die Hainmauer wieder glücklich und unbemerkt überstiegen hatte, kehrte er in ernsten Gedanken vertieft nach der Villa zurück. Er zitterte für Cornelia. Nach seiner Ansicht könne nur der einzige Umstand geeignet erscheinen, den Verdacht der Mitschuld von der Vestalin fern zu halten, wenn auch Domitian das so ganz unerwartete Auftreten des Vertheidigers der bedrohten Priesterin für eine Göttererscheinung zu nehmen gewilligt sei, um dann den davon getragenen Faustschlag nicht minder, als das ganze Begebniß zu verschweigen. Von dieser Voraussetzung einigermaßen beruhigt, beschloß er das nächtliche Abenteuer zugleich mit seiner unsinnigen Leidenschaft für die Vestalin seinem Herrn, der sich als wahrer Freund gegen ihn benahm, mitzutheilen.

Während nun der Gladiator sich der Porta Capena näherte, und Cornelia noch immer ohnmächtig im Säulengang des Tempels lag, erholte Domitian sich von dem davongetragenen Faustschlag. Da er aber ungeheuere Furcht hegte, sein schrecklicher Widersacher

könne ihn noch einmal die schwere Faust empfinden lassen, und diesmal mit weit tragischerem Erfolg, als das erstemal, so horchte er, ob sich nichts Unheimliches mehr hören lasse, und erst dann, als er sich überzeugt hatte, daß überall Grabesstille herrschte, entschloß er sich, nach und nach sich zu erheben, immer aber schüchtern sich umschauend, ob der schreckliche Faustschläger nicht etwa noch in der Nähe verweile.

Erst als er sich vollkommen sicher fühlte, fing er an sich wie eine gereizte Hyäne zu geberden. Zähneknirrschend und laut vor Wuth aufschreiend, schwor er bei allen Göttern, sich an Cornelia und ihrem Mitschuldigen rächen zu wollen. Denn wer anders hätte der Unbekannte auch sein können, als ein geheimer Geliebter der Priesterin.

Dann dämonisch auflachend, als sei ihm eine der Unterwelt vollkommen würdige Idee überkommen, näherte er sich dem schweren Bronzedreifuß des heiligen Feuers, um zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen könne, solchen umzuwerfen. Aber der Dreifuß widerstand seinem Kraftaufwand, weshalb ihm nur übrig bleiben konnte, Feuer und Brennmaterial vermittelst des Eisenstabes der wachehabenden Vestalin aus dem Bronzebecken zu entfernen, um dann ersteres, das auf

dem Fußboden zerstreut lag, mit den Füßen zu zertreten und auszulöschen.

Gewiß gab es keinen einzigen Anhänger des damals noch herrschenden Cultus der römischen Religionsbegriffe im ganzen weitausgedehnten Römischen Reiche, der eines solchen Frevels wäre fähig gewesen. Und Domitian selbst, wie sehr er sonst auch immer sich nur bemühte, als Freidenker nach damaligem Modeschnitt zu erscheinen, zitterte nach vollbrachter That wie von Fieberfrost geschüttelt. Wie von den Erinnyen furchtbar gepeitscht, verließ er den Tempel, als wolle er Schutz in der Regia suchen. Seine Handlaterne war durch sein Niederstürzen ausgelöscht, so daß er im Dunkeln bei der ohnmächtigen Cornelia in der Säulenhalle vorbeigeeilt war, ohne solche wahrgenommen zu haben. Auf den Stufen, die zum Atrium führten, fiel er aber auch langgestreckt nieder, und lag dort längere Zeit besinnungslos. Nur sein Rachegefühl vermochte es, ihm neue Kräfte zu verleihen. Noch immer den Eisenstab der wachehaltenden Vestalin mit sich tragend, pochte er mit diesem vermittelst starker Schläge an die Bronzethür, als sei er gewilligt, sie zu zersprengen.

Endlich ließ sich eine der Dienerinnen des Atriums

mit einer brennenden Lampe in der Hand sehen. Erschreckt trat sie aber zurück, als sie das wilde und zerstörte Wesen des Kaisers erblickte.

Ruf sogleich die Großvestalin und befiehl ihr in meinem Namen, alle übrigen Priesterinnen zu versammlen, damit sie mit mir in den Tempel gehen, um den Zorn der Göttin zu beschwichtigen. Ein schreckliches Verbrechen hat stattgefunden!"

Stillschweigend gehorchte die Dienerin. Bald erschienen auch die Großvestalin und alle Vestalinnen vor dem Kaiser, eine jede ihr Lämpchen in der Hand haltend, alle ohne Ausnahme, theils durch die sichtbare Unordnung in ihrer Kleidung, theils durch den Ausdruck ihres Gesichtes mehr als deutlich bekundend, daß sie nicht gewohnt waren, zur Nachtzeit aus der Ruhe gestört zu werden.

„Vestalinnen," sagte der Kaiser, als er alle versammelt glaubte, „ich habe den Tempel zur Nachtzeit besucht, um mein der Göttin gemachtes Gelübde zu lösen. Leider aber habe ich hier Zeuge eines scheußlichen Verbrechens sein müssen! Folgt mir in den Tempel und ihr werdet schaudern!"

Die Priesterinnen folgten schweigend und zitternd dem Kaiser. Ja in der sichtbaren Gemüthsbewegung,

die sich aller bemeistert hatte, hatte keine die unglückliche Cornelia wahrgenommen, die immer noch besinnungslos am Fuße der Marmorsäule lag.

Nur die kleine Fabiola, die Allerletzte, die mit ihrem Lämpchen im Atrium anlangte, als alle andern schon dem Kaiser in den Tempel folgten, hatte die Freundin auf dem Boden liegend bemerkt. Sich nicht mehr weder um den Kaiser noch um die andern Vestalinnen kümmernd, warf sie sich bei der Freundin nieder, um ihr nach Kräften Beistand zu leisten.

Unterdessen hatten alle anderen Vestalinnen den Tempel betreten und schrieen vor Verzweiflung laut, als sie den Tempel der Göttin ohne Feuer erblickten, und die Profanation wahrnahmen, die mit dem heiligen Feuer nothwendig mußte stattgefunden haben.

Gerade dies hatte Domitian erwartet.

„Hört, Vestalinnen," fuhr er in seiner allbekannten Gleißnerei fort, „als ich das Heiligthum der Göttin ganz unversehens betrat, fand ich die Hüterin des heiligen Feuers in Unterredung mit einem Manne. Beide, mich ansichtig werdend, flohen eiligst davon, wie es mir vorkam, dem heiligen Hain zu, dessen hohe Mauern sie vielleicht vermittelst einer Leiter werden zu übersteigen gesucht haben. Erzürnt des gräßlichen

Frevels halber hat die Göttin das schon matte Feuer ganz ausgelöscht und dessen Ueberreste hier auf dem Boden zerstreut."

Einen neuen Schrei der Verzweiflung ließen die Priesterinnen vernehmen, die alle ihr Antlitz mit einem Zipfel des weiten Mantels bedeckt hielten.

„Dir muß die Dir gebührende Rache werden, erhabene Göttin!" rief feierlich die Großvestalin aus. „Kein Sterblicher betrete von jetzt an Deinen heiligen Tempel, bis Phöbus nicht Dein heiliges Feuer wird wieder angezündet haben. Dann hoben einige Vestalinnen das große Kupfergefäß, das eigentlich zum Behälter des Feuers, oder gleichsam als Herd diente, aus dem Bronzedreifuß, um solches einstweilen in das Atrium zu schaffen.

Hierauf verschloß die Großvestalin, zum Zeichen allgemeiner Trauer, die Tempelthür, die nur dann wieder geöffnet werden durfte, wenn die dazu bestimmten Priester das Feuer an den Sonnenstrahlen würden angezündet haben.

„Und Cornelia, wo wird sie geblieben sein?" fragte der Kaiser. Man muß sie aufsuchen lassen."

„Hier ist sie schon," riefen alle Priesterinnen einstimmig aus.

Und Cornelia, auf Fabiola gestützt, schlich langsam herbei. Es war ihr, als habe sie einen furchtbar schrecklichen Traum gehabt. Als sie indessen den Kaiser erblickte, ward ihr nach und nach die Wirklichkeit klar.

„Entferne Dich von der Gottlosen!“ rief die Großvestalin der kleinen Fabiola zu, und als diese nicht gleich gehorchte, faßte sie solche heftig beim Arm, um sie gewaltsam fortzureißen.

„Die Gottlose!“ schrieen alle andern Vestalinnen, sich wieder das Gesicht mit dem weiten Mantel verhüllend.

„Ich eine Gottlose?“ rief Cornelia, der dieser erniedrigende Ausdruck wieder neue Kraft verliehen hatte, mit hoher Würde aus. „Nur elende Lüge und verworfene Verläumdung können die Tochter des Flavius Sabinus eine Gottlose schelten! Sie war immer und wird sich stets ihrer Ahnen und des Namens, dessen Trägerin sie ist, werth zu zeigen verstehen!“

„Schweig, gottloses Weib!“ rief Domitian aus. „Deine Worte sind Lästerungen an dieser Stätte.“

Cornelia sah den Kaiser verächtlichen Blickes an. Bitter lächelnd bemerkte sie dann:

„Auch Du bist elend genug, mich gottlos zu schel-

ten? Nun, etwas anderes war von Deines Gleichen ja kaum zu erwarten!"

„Bekenne den Namen Deines Verführers!" schrie Domitian mit Heftigkeit.

„Derjenige, der mich vor Deinen brutalen Anfällen zu bewahren verstand, war gewiß kein Sterblicher. Es konnte nur ein Gott sein, der vom Olymp herniedergestiegen ist. Ich sah sein goldnes Haar und sein hehres Antlitz. Auch Du dürftest dasselbe wahrgenommen haben."

„Sie ist wahnsinnig," bemerkte Domitian.

„Ich wahnsinnig? Nein, wahnsinnig bin ich noch nicht." Dann sich zu den andern Vestalinnen wendend, fuhr sie fort: „Ich schwöre Euch bei dem Schatten meiner Mutter, ich bin rein von jeder Schuld. — Doch mein Mund wird sich von jetzt an nicht mehr zu meiner Rechtfertigung öffnen. Wozu auch? Man mißt mir ja keinen Glauben bei."

„Ich glaube Dir, meine Cornelia! Ja, ich glaube Dir," rief schluchzend die kleine Fabiola aus, und war schon im Begriff, sich der unglücklichen Freundin wieder in die Arme zu werfen, als Flavia sie zurückhielt und die Großvestalin ernst bemerkte:

„Schweig Mädchen, Du bist noch zu jung, um über Schuld oder Nichtschuld urtheilen zu können.“

„Danke Dir, meine Freundin!“ rief Cornelia gerührt aus. Und die Kleine brachte in diesem Augenblicke weder den Zorn des Kaisers, noch den Unwillen aller Vestalinnen in Anschlag.

„Man führe die Schuldige in ihr Schlafgemach, wo sie bis auf Weiteres einsam verharren möge,“ befahl der Kaiser. „Ich aber als Groß-Pontifex gebe Euch allen auf, sie als Unreine nicht anzurühren.“

„Ihre Anwesenheit in diesen geheiligten Räumen muß solche entheiligen,“ bemerkte die Großvestalin.

Diese Entgegnung mißfiel dem Kaiser keinesweges. Es lag ihm daran, Cornelia von ihren Gefährtinnen zu trennen. Auch wünschte er diese tragische Scene möglichst schnell zu beendigen. Deshalb befahl er, die Schuldige so lange in der Vorhalle zu lassen, bis es ihm möglich sei, solche nach den dem Hyppodrom angebauten Kerkern hinzuversetzen. Dort werde sie von Priestern unter seinem Vorsitze als Groß-Pontifex gerichtet werden.

Während nun eben dieser Groß-Pontifex vermittelst des engen Ganges nach dem Palatin zurückkehrte, um dort seine Maßregeln zu veranlassen, suchten die

Vestalinnen Alles aufzubieten, die kleine Fabiola von Cornelia fern zu halten. Bitterlich weinte und jammerte das arme Kind.

„Weine nicht, meine Fabiola,“ suchte Cornelia die Kleine zu trösten. „Eine geheime Stimme in meinem Innern sagt mir, wir werden uns wiedersehen, um dann lange, sehr lange, ja für immer beisammen zu sein!“

Nur unter Anwendung von offenbarer Gewalt gelang es den andern Vestalinnen, das Kind fortzuschleppen.

Erst als Cornelia unter Obhut der Dienerinnen der Regia in der Vorhalle allein geblieben war, fanden ihre Thränen freien Lauf. Die Unglückliche! Nicht etwa beklagte sie ihr Dasein, und bejammerte es nicht, daß die Schicksalsgöttin noch am Morgen ihres Lebens dessen Faden schon zerrissen habe, sondern den ruhmreichen Namen ihres uralten Geschlechts beweinte sie, der nun befleckt und verwünscht in den römischen Annalen werde aufbewahrt bleiben. Wenn Domitian selbst gegen sie als Ankläger auftreten würde, wer dürfe es dann wagen, ihre Vertheidigung zu übernehmen? Niemand, gewiß Niemand, mit Ausnahme der kleinen Fabiola, werde an ihre Unschuld glauben.

Endlich ihre Thränen abtrocknend, fuhr sie dann fort:

„Wozu mein Weinen? Was kann es helfen, einen Namen zu bejammern, den die Verruchtheit eines Tyrannen zu beflecken sucht? — Wenn meine Asche sich mit der Erde vermischt und mein Geist in elyseeischen Regionen schwebt, was mag es dann mich kümmern, ob mein Andenken den kommenden Geschlechtern als glorreich oder als entehrt überliefert wird! . . . Meine Mitbürger können mich freilich verdammen, und meiner Erinnerung sogar fluchen, aus meiner Brust aber vermögen sie das Bewußtsein der Unschuld gewiß nicht zu entfernen!“

Während sie sich mit diesen Vernunftgründen zu trösten suchte, gedachte sie zugleich auch noch des übernatürlichen Wesens, das ihr im Tempel erschienen war, um sie vor der Gewalt des Tyrannen zu beschützen. Eben dasselbe höhere Wesen könne sie ja auch aus den Klauen des Todes erretten.

Trügerische Hoffnung, kindische Träume!

Gerade dämmerte der junge Tag, als sie gewaltsam aus jener Behausung fortgeführt ward, die sie schon als Kind betreten hatte. Damals war sie stolz darauf gewesen, den geheiligten Jungfrauen der Vesta

sich zugeschrieben zu sehen, heute sah sie sich entehrt aus deren Mitte gestoßen! —

Domitian hatte befohlen, sie in die Gefängnisse des Hyppodroms abführen zu lassen.

Sechzehntes Capitel.

Der Kerker.

Der herzzerreißende Kummer der unglücklichen Cornelia schien erst dann den höchsten Grad erreicht zu haben, als sie sich in den Kerkern des Hyppodroms eingeschlossen sah. Auf einem Steinblock, der ihr als Sessel dienen mußte, hingekauert, schaute sie verwirrten Blickes die feuchten vier Wände an; ihr Geist war bereits unfähig geworden, sich noch zusammenhängende Ideen zu bilden, und befand sich schon in einer Art von Abgespanntheit, die es ihr unmöglich machte, den wahren Umfang ihres Leidens zu ermessen. Gleich einer Bildsäule saß sie in stummer Verzweiflung, bis sie endlich das müde Haupt an die harte Wand lehnte, und ein wohlthätiger Schlummer ihre matten Augenlider schloß.

Die Bedauernswerthe! Noch von der Nachtwache angegriffen, und niedergeschmettert von unsäglichem Seelenschmerz hatte ihr Geist wie ihr Körper alle Kraft verloren. Ihr Schlummer war ruhig wie der Schlummer der Unschuld, und träumend sah sie auch hier die theure Mutter wieder. Dann schaute sie ebenfalls einen Jüngling, hohen, schlanken Wuchses, der sie der düstern Zelle entriß, um sie in ein weites, mit Blumen bedecktes Feld zu geleiten, wo sie sich namenlos glücklich mit ihrem schönen Führer fühlte. Bald aber erwachte sie in die nackte Wirklichkeit. Das Feld und die Blumen und der Führer waren mit einander verschwunden; nichts war geblieben, als die vier nackten Wände des grausigen Gefängnisses und dessen eiserne Thür. Und erst jetzt nach dem goldenen Traum kam eben dieses Gefängniß ihr noch um so gräßlicher vor.

Das Fortschieben des schweren Riegels an der Kerkerthür und das knarrende Oeffnen dieser Thür in ihren keuchenden Angeln störte sie sehr bald aus ihrer düsteren Betrachtung.

„Schatten meiner Mutter steh' mir bei!“ rief sie leise aus, als sie einen in einen Mantel verhüllten Mann eintreten sah, der eine klein Lampe in der Hand trug.

Und sie hätte auch des Beistandes des Schattens ihrer Mutter wirklich bedurft, denn der Eintretende war kein anderer, als Kaiser Domitian.

Ihr mit der Lampe in das thränenbenetzte Antlitz leuchtend, schien er Behagen an ihrem Kummer zu finden. Dann setzte er seine Lampe auf den Boden, und beide Arme über die Brust zusammenschlagend, gab er sich Mühe, seine widrige Stimme in minder abschreckenden Lauten hören zu lassen.

„Vernimm, Cornelia, was ich Dir zu sagen habe," sagte er. „Es ist das letztemal, daß Du meine Stimme als Bittender hören wirst. — Wenn Du fortfährst, mich zu verachten, wirst Du für die Zukunft nur einen unerbittlichen Richter in mir finden."

„Ich begreife vollkommen, eben so unerbittlich als ungerecht. Darüber sind wir ja schon einverstanden," entgegnete Cornelia mit Bitterkeit. Sie hatte durch die verhaßte Gegenwart des Kaisers ihre frühere Seelenkraft vollkommen wieder erhalten.

Domitian suchte sich ihr zu nähern, wogegen sie von ihm sich zu entfernen strebte.

Aber der Kerker war nur sehr eng, weshalb der Kaiser nahe daran war, die Hand der Jungfrau zu

ergreifen. Sie schrie laut auf, als fühle sie den vergiftenden Biß einer Viper.

Der Kaiser lachte, doch sein Lachen schien nur ein Ausbruch der Wuth zu sein.

„Ich bin zu Dir gekommen, um Dir die freie Wahl zwischen Tod und Leben, zwischen Schande und Thron anheim zu stellen.... und wiederhole es Dir, es hängt nur allein von Dir ab, Domitia verstoßen, und Dich an ihrer Statt als Kaiserin zu sehen.... Alle Welt wähnt Dich schuldig, Jedermann, mich allein ausgenommen, ist es unmöglich, Dich vor Schmach und Schande zu retten. Nur mir ist dieses leicht. Ich darf nur bekennen, mich getäuscht zu haben. Wenn ich aber als Groß-Pontifex Dein Gelübde löse, und als Kaiser Dich zu mir auf den Thron erhebe, dann wirst Du ganz Rom zu Deinen Füßen sehen. Jetzt betrachte aber auch die Gegenseite. Wenn Du bei Deinem thörichten Eigensinn bleibst, erwartet Deiner ein grausiger Tod, und die Annalen meines Reiches werden Deine Schande und Deine Schmach zu verewigen wissen. Wähle also....“

„Wählen? Ich wähle den Tod,“ gab Cornelia ganz ruhig zur Antwort.

„Den Tod! Den Tod!“ schrie Domitian, oder

heulte vielmehr gleich dem nach Beute lechzenden Schakal. Er war gewohnt, Alles in seinen Willen sich fügen zu sehen. Daß eine schwache Jungfrau unter Umständen, wie diese es waren, ihm hätte Widerstand leisten können, war ihm ganz unbegreiflich. Gleich allen Elenden und Verworfenen, war es ihm nicht möglich, an Tugend zu glauben.

„Den Tod!" schrie er noch einmal mit heiserer Stimme. „Weißt Du denn aber auch, welchen Tod? Lebendig wirst Du in den Eingeweiden der Erde vermauert werden!"

Diesmal schrie Cornelia vor Verzweiflung laut auf. Der Gedanke, lebendig begraben zu werden, war ihr noch nicht gekommen. Sterben in einem verschlossenen Grabe, sterben vor Hunger und Durst und beim Mangel an Luft, und sterben in dieser Finsterniß, ohne den letzten Blick dem Lichte der Sonne oder dem gestirnten Firmamente zuwenden zu können, dies war denn doch eine Todesart, die ihr über alle Begriffe schauderhaft vorkam. Schon war es ihr, als befinde sie sich in der düstern kalten Gruft eingeschlossen, in der sie ihres Herzens matte Schläge zum letztenmale vernehmen müsse, in der sie den letzten Athemzug thun werde. Ihre Festigkeit schien für Augenblicke zu wan-

ken. Auch die felsenfesteste Tugend kann der Versuchung unterworfen werden und kann schwanken, auch das stählerne Herz bleibt doch immer ein Menschenherz, und hat seinen Kraftaufschwung, wie es der Gegenwirkung ausgesetzt bleibt. Das Prinzip des Guten und des Bösen befinden sich fortwährend im heißesten Kampfe, und eine große Anzahl edler und tugendhafter Handlungen bildet immer das Resultat des Siegs, den das Gute über das Böse erringt. Für Augenblicke blieb die Vestalin unschlüssig; aber auch nur für Augenblicke. Die Tugend trug bei ihr den Sieg davon. Mit hoher Würde den Tyrannen anschauend, rief sie mit fester Stimme aus:

„Ich ziehe den Tod Deiner Liebe vor. Die Schande der Verläumdung erscheint mir minder schrecklich, als die Ehre, Dein Weib zu heißen.“

Ein neues lautes Heulen des Tyrannen war die Antwort. Zähneknirschend näherte er sich der Kerkerthür. Hier noch einmal sich umwendend, fragte er zum letztenmale:

„Ist dies Deine letzte Entscheidung?“

„Ja, die letzte ist es, und wenn Dir noch ein kleiner Ueberrest von Edelsinn sollte übrig geblieben

sein, dann bitte ich, befiehl, daß der Tod mich möglichst bald heimsuche.“

Domitian kehrte nach seinem Palaste zurück. Dort der Kaiserin begegnend, ward er von ihr mit der Frage bestürmt, ob es denn wahr sei, was das Palastgespräch in Bezug auf sein nächtliches Abenteuer im Vestatempel erzähle? Er nahm die Frage sehr übel auf, was er der Kaiserin auch ziemlich unhöflich zu verstehen gab, und entfernte sich gleich darauf.

Domitia schaute ihm entrüstet nach. Dann fügte sie leise hinzu:

„Einer von uns Beiden ist zu viel auf der Erde.“

Als Groß-Pontifex ließ Domitian in aller Eile alle Priester versammeln, um in dieser höchst zahlreichen Versammlung das Verbrechen der Vestalin auseinanderzusetzen. Wer hätte es wagen dürfen, das Zeugniß des Kaisers in Zweifel zu ziehen? Kein Wunder also, daß die freche Uebertreterin ihrer feierlichen Gelübde, und die verruchte Schänderin der Gottheit, die das heilige Feuer nicht nur erlöschen lassen, sondern auch verursacht hatte, daß die Göttin in ihrem Zorn die Ueberreste des Feuers selbst zerstreute, einstimmig zum Tode verurtheilt ward.

Und der Kaiser, der, wie Philimus*) der Ansicht ist, sein Zeitalter dadurch zu verherrlichen glaubte, wenn eine Vestalin lebendig begraben werde, gab sehr gern seine Zustimmung, obwohl gerade er am meisten von der Unschuld der Verurtheilten überzeugt sein mußte.

Als ächter Heuchler verordnete er noch in allen Tempeln Roms Opfer zur Sühne der schrecklichen, der Göttin Vesta zugefügten Beleidigung.

Kaum war es ruchbar geworden, daß das Feuer der Vesta erloschen sei, als der Volksaberglauben auch schon ein schreckliches Unheil, das über Rom verhängt sein müsse, befürchtete. Dichte Volkshaufen strömten vor den verschlossenen Thüren des Vestatempels zusammen, und laute Verwünschungen gegen die verbrecherische Priesterin ließen sich von allen Seiten her vernehmen. Indessen gab es doch auch noch Leute, welche die Ueberzeugung hegten, die so allgemein angeklagte Vestalin sei unschuldig, und ihr einziges Verbrechen bestehe allein in ihrer Tugend. Wer hätte es jedoch wagen dürfen, auch nur einen Laut des Mitleides vernehmen zu lassen? Wußte doch Jedermann, der Kaiser selbst sei als Ankläger aufgetreten, und war

*) Ut qui illustrari saeculum suum ejusmodi exemplis arbitraretur. Plin. IV. ep. 28.

es doch bekannt genug, daß es überall von Spähern und Delatoren wimmelte.

Auch Paris befand sich unter der Menge. Todtenblaß und zitternd, wie von Fieberfrost geschüttelt, schien er dem Wahnsinn nahe zu sein. Er klagte sich selbst als die einzige Veranlassung des Unterganges der so namenlos geliebten Vestalin an. Denn hätte er sich nicht heimlich in den Vestatempel eingeschlichen, um dort den Kaiser niederzuschmettern, dieser würde kaum einen Grund zur Verurtheilung der Priesterin aufzufinden vermocht haben. Anfangs war er denn auch wirklich gesonnen, sich als Alleinschuldiger anzuzeigen, aber wozu hätte das nützen können? Erst vor ganz kurzer Zeit noch Sclav und Gladiator, und heute der Freigelassene eines Patriziers, der nicht im besten Rufe stand, und überdies flüchtig war, wie hätte er auch nur im Entferntesten annehmen dürfen, daß sein Zeugniß Glauben finden werde? Wohl aber durfte er mit Gewißheit erwarten, daß Domitian kein Bedenken tragen werde, ihn sofort opfern zu lassen. Sein Leben hatte aber jetzt um so viel mehr Werth für ihn, als er hoffte und wünschte, Cornelia retten zu können.

Cornelia zu retten? Armer Freigelassener, der über keine andere Mittel zu ihrer Rettung als über

persönlichen Muth und physische Kräfte verfügen konnte!

Aber er war nun einmal gesonnen, sie zu retten, und hegte auch die Ueberzeugung, daß sein Vorhaben ihm gelingen werde, obgleich er noch gar keinen Plan zu dessen Ausführung entworfen hatte. Nur dessen war er sicher, daß die Vorsehung des allein wahren Gottes, den er seit Kurzem mit so heißer Inbrunst hatte anbeten lernen, über Heiden wie über Christen wache, und nicht zugeben könne, daß Gewalt und Trug und Hinterlist die Unschuld dauernd zertreten könnten.

Und sein festes Vertrauen auf Gottes Beistand zum gewagten Unternehmen, vereint mit seiner eisernen Willenskraft, ließ ihn von Neuem frischen Muth schöpfen. Wieder freier sich unter der gaffenden Menge bewegend, wandelte ihn oft die Lust an, dem einen oder dem andern der Schreihälse, welche Flüche und Verwünschungen gegen die verbrecherische Priesterin ausstießen, seine gewichtige Faust fühlen zu lassen, hätte ihn nicht die Besorgniß, er könne sein Vorhaben dadurch nur verderben, zur Besinnung gebracht.

Einige junge Patrizier sprachen unter einander. Was anders aber hätte den Gegenstand ihrer Unterhaltung

bilden können, als gerade Cornelia? Paris trug hier kein Bedenken, sich auf's Horchen zu legen.

„Noch zwei Tage und die schöne Cornelia wird lebendig in's Grab niedersteigen müssen," sagte der Eine.

„Leider!" entgegnete ein Anderer. „Es scheint, der Kaiser habe es darauf angelegt, mit den Vestalinnen ein Ende zu machen. Dies ist schon die Dritte, die er in die Unterwelt sendet!"

„Bei Proserpina!" bemerkte ein Dritter, „wenn dies ihm Unterhaltung gewährt, dann beneide ich ihm solche kaum. Aber wo wird die Unglückliche denn begraben werden?"

„Kann etwas so Allbekanntes Dir denn wirklich unbekannt sein? Es versteht sich ja von selbst, dort am Viminal hinter dem Wall des Servius Tullius, wo der Verbrecheracker liegt."

Paris setzte seinen Weg fort. „Am Viminal hinter dem Wall des Servius Tullius, wo der Verbrecheracker liegt!" wiederholte er sich selbst.

Während er nach der Villa an der Appischen Heerstraße heimkehrte, bemeisterte sich seiner wieder die frühere Verzweiflung. Sich fortwährend als die einzige Ursache des Verderbens der Vestalin anklagend, schien

sein Geist nicht mehr fähig zu sein, einen andern Gedanken zu fassen, als den an den Verbrecheracker hinter dem Wall des Servius Tullius.

Dort in der Villa traf er die Freunde. Auch Floronia wohnte seit dem Tode ihres Oheims bei der frommen Tulliola.

„Was bringst Du Neues? rief Sextus ihm schon aus der Ferne zu.

„Man hat sie verurtheilt!“ war die dumpfe Antwort des Gladiators.

„Zu immerwährender Schande! Nicht wahr?“

„Ja, um lebendig begraben zu werden.“

Floronia weinte laut, die fromme Tulliola erhob beide Hände betend gen Himmel: — „Allmächtiger Gott,“ rief sie laut, „sei der Tochter Deiner Faustola barmherzig!“ und Sextus, sich das lockigte Haar ausraufend und mit den Füßen vor Wuth stampfend, schrie laut:

„Glaubt denn der Wütherich, daß ihm Alles erlaubt sei! Eine unschuldige Jungfrau zu entehrender Todesart zu verurtheilen! Nein, dies ist zu viel!“

„Ist Cornelia vielleicht das erste unschuldige Opfer des Tyrannen?“ fragte Paris bitter.

„Nein, Rom darf dergleichen Niederträchtigkeiten

nicht länger mehr zuschauen! Ich eile auf's Capitol, um dem Senat die Schändlichkeiten des Kaisers vorzuhalten. Wenn nur noch ein Tropfen römischen Blutes in den Adern der Senatoren rinnt, können sie unmöglich säumen, das Volk zur Abschüttelung des unwürdigen Joches aufzufordern!"

Und in seinem jugendlichen Eifer war er schon im Begriff, sich auf den Weg nach Rom zu machen.

Paris suchte ihn aufzuhalten.

„Bist Du wahnsinnig?" fragte er. Noch bevor Du bis zum Capitol hingelangt bist, werden die Aufspäher des Tyrannen Dich schon erkannt haben. Statt Deine Klage vor dem Senat zu erheben, kannst Du solche in den mamertinischen Kerkern hören lassen. Schwerlich aber mit Erfolg."

„Soll ich vielleicht den feigen Zuschauer abgeben, während mein Familienname gebrandmarkt, und die Tochter des Bruders meines Vaters lebendig begraben wird?"

„Etwas Anders bleibt Dir kaum zu thun übrig. Cornelia wird übrigens gerettet werden."

„Und wer rettet sie?"

„Ich!" rief Paris aus, und seine Riesengestalt schien noch größer zu sein. „Mir kommt dies zu und

mir allein, weil ich Schuld an ihrem Verderben bin.“

„Wie aber?“ fragte Sextus halb kleinlaut.

„Erst laß mich die Mittel auffinden, deren ich bedarf, dann sollst Du schon Alles erfahren. Vorderhand ist mir nichts als Geld vonnöthen. Vermagst Du solches zu meiner Verfügung zu stellen?“

„Ich? Leider auch keinen Sexterz. Mein ganzes Besitzthum befindet sich nach meiner Flucht, wie Dir nicht unbewußt ist, in den Händen meiner Sclaven. Das alte römische Sprüchwort: so viele Sclaven Einer hat, auf so viele Feinde kann er sicher zählen, dürfte auch Dir, obwohl Du selbst Sclave warst, nicht ganz fremd geblieben sein, wie menschlich ich meine Sclaven sonst auch immer nur behandelt habe. ..... Jetzt bin ich ein Proscribirter. Deshalb kann ich auch kaum Geld von meinen Freunden erwarten. So lange ich noch der reiche, der verschwenderische Sextus Sabinus war, hatte ich auch Freunde im Ueberfluß, die meinen üppigen Gastgelagen gern beiwohnten, heute, wo ich Geächteter bin, sind alle gleich dem Nebel vor dem Winde verschwunden. An wen könnte ich mich wenden?“

„Auch ich bin arm!“ rief wehmüthig Floronia aus.

„Wir sind es ja Alle," fiel die fromme Tulliola ein. Mir ist gar nichts geblieben, als diese Villa, deren Ertrag kaum hinreichend ist zu meiner eigenen und meiner Diener Erhaltung. Hätte ich nur noch einige meiner Schmucksachen behalten können! Doch schon längst habe ich auch diese veräußern müssen."

„Wie centnerschwer ist doch die Armuth, seufzte Floronia, wenn sie uns verhindert, Gutes zu thun!" —

„Beim gänzlichen Mangel an jenem elenden Metalle, das die Schwachen stark, die Feigen muthig und die Schufte hochherzig und edel macht, während es alle Dummköpfe in Hochweise verwandelt; beim gänzlichen Mangel an dieser Universalarznei, vor der sich Alles beugt, die das Laster in Tugend umgestaltet und alles Häßliche als wunderschön darstellt, löst Dein ganzes Vorhaben also sich in Nebel auf," bemerkte Sextus mit sichtbarer Bitterkeit.

„Mehr noch als alles Geld vermag Gott," entgegnete fromm und gläubig die edle Tulliola. „Vor seinem allmächtigen Willen müssen alle Hindernisse zerstäuben, gleich den welken Laubblättern des Herbstes vor dem Orkansrauschen des Winters."

Paris schwieg. Starr vor sich hinschauend war es ihm deutlich anzusehen, daß er auf irgend eine große

Unternehmung sann. Um ihn zum Sprechen zu veranlassen, damit er seinen Plan mittheile, bemerkte Sextus:

„Das benöthigte Geld wird Dir ganz unmöglich sein aufzutreiben.“

„Unmöglich? Nein! Schau, Patrizier, schau diese meine beiden Arme, schau hier meine Brust an. Du wirst nicht glauben, ich könne alle meine Stärke schon eingebüßt haben. Ich bin Christ, und als Christ darf und werde ich niemals mehr im Circus oder Amphitheater kämpfen, um meines Gleichen zu erschlagen, aber zu einem jeden anderen Dienst kann ich mich verkaufen. Der Erlös wird hinreichen, um Cornelia zu retten.“

Ein Schrei der tiefen Bewunderung entwand sich der Brust des Patriziers. Mit beiden Händen die Rechte seines Freigelassenen ergreifend, drückte er dieselbe zärtlich an die Brust.

„Paris, Du bist edel, bist groß. Du warst mein Freigelassener, ich aber fühle mich zu niedrig, Dein Freund zu heißen.“

„Lobe mich nicht vor der Zeit, Patrizier. Noch habe ich gar nichts vollbringen können..... Der Lanist treibt zugleich auch Sclavenhandel. Er hat

mich zu einem ungeheuern Preise an Dich verkauft. Um einen weit billigeren kauft er mich vielleicht wieder, in der Hoffnung nämlich, ein erkleckliches Geschäft zu machen. Ihm will ich mich verkaufen. Jedoch unter der Bedingung, mich noch drei Tage im vollen Genusse meiner Freiheit zu lassen. Diese Zeit ist hinreichend, um Cornelia zu retten. Für das Weitere magst Du dann Sorge tragen."

„Meinst Du denn wirklich, daß der Lanist Dich kaufen wird?"

„Warum nicht? Er ist ein alter Schacherjude, der mit Menschenfleisch handelt und seinen lieben Vortheil zu berechnen versteht. Schlimmsten Falles gerathe ich bei Ausführung meines Unternehmens den Prätorianern in die Hände. Dann freilich steht es Dir zu, ihm den Preis, den er mir bezahlt hat, wieder zu erstatten. Die Gerechtigkeit Gottes wird Domitian ohnedies bald treffen, um die geplagte Menschheit von dieser Geißel zu befreien. Dann fällt es Dir ganz leicht, dem Lanisten meine Schuld wieder abzutragen."

„Ich begleite Dich bei der gefahrvollen Unternehmung," bemerkte Sextus mit Nachdruck.

„Nein, keineswegs. Es ist weit rathsamer, wenn Du hier bleibst. Um Prätorianer zu bestechen, bedarf

es nicht zweier Männer, einer allein ist hinreichend. Jetzt aber laß mich gehen, jeder Zeitverlust kann Nachtheil bringen."

Dann sich gegen die Dame Tulliola wendend, bat er sie:

„Bitte den Allmächtigen für mich um Beistand, edle Frau, und auch Du, holde kleine Floronia, suche andächtig für den armen Paris zu beten."

Alle drei waren über den Edelsinn des Gladiators tief erstaunt, der ihn freiwillig in die Sclaverei zurückkehren ließ, um ein Opfer der Tyrannei zu retten. Und doch war es unverkennbar, daß die Sclaverei einem Gemüth, das so sehr die Unabhängigkeit liebte, wie Paris, furchtbar grausam erscheinen mußte.

Siebenzehntes Kapitel.

Unerwartete Hülfe.

Ohne Zeitverlust begab Paris sich zum Lanisten, um sich ihm als Sclav zu verkaufen. Gern war dieser auch zum Abschluß des Geschäfts erbötig, nur solle Paris fortfahren, den Gladiator zu machen, wogegen letzterer aber dem Käufer offen erklärte, daß er sich niemals und unter keiner Bedingung zur Wiederaufnahme des blutigen Handwerks entschließen werde. Folglich ward auch nichts aus dem beabsichtigten Geschäft. Ja Paris mußte sich noch möglichst eilig vom Lanisten zu entfernen suchen, um dessen ihm unbequemen Fragen auszuweichen, warum er der wiedererlangten Freiheit denn schon so bald überdrüssig geworden sei, und doch ein Gewerbe verschmähe, das ihm allgemeinen Ruhm eingebracht habe?

Entmuthigt verließ Paris das Haus des Lanisten. Ohne sich selbst eine Erklärung darüber geben zu können, schlug er die Richtung nach dem Esquilin ein, die ihn indessen nur noch weiter von seinem Ziele entfernte, das vorderhand gewiß kein anderes hätte sein können, als die Villa an der Appischen Heerstraße. Dort nämlich wußte er ja, daß Sextus, Tulliola und Floronia seine Zurückkunft sehnlichst erwarteten.

Tausend Plane durchkreuzten sein Gehirn, der eine fast thörichter und unausführbarer als der andere, und alle mußten daher bei reiferer Ueberlegung immer wieder von ihm selbst verworfen werden. Er besaß keinen Freund, bei dem er sich des Rathes oder der Hülfe hätte erholen können. Als Gladiator hatte er zwar Bewunderer und Beifallsklatscher in Menge gehabt, aber nie einen wahren Freund finden können, und was seine gegenwärtigen Bekannten, die Christen, anbelangte, war es ihm ja nur zu sehr bekannt, daß alle arm waren. Wäre Flavius Clemens noch am Leben, oder die edle Domitilla noch frei in Rom gewesen, dann freilich hätte es leicht erscheinen müssen, Hülfe und Rath zu finden. Jetzt aber? Und doch drängte die Zeit so furchtbar! Jede Stunde, die unnütz vorüber eilte, schien ihm grausam am Dasein

der unglücklichen Cornelia zu nagen. Wäre die Zeit ihm nicht so furchtbar karg zugemessen gewesen, dann freilich hätte sich schon irgend ein Ausweg auffinden lassen, aber binnen zwei Tagen mußte Alles ausgerichtet sein. Nach zwei Tagen schon sollte der verhängnißvolle Grabstein das Opfer für die Ewigkeit verschließen! —

Ganz zwecklos in fieberhafter Aufregung vorwärts rennend, hatte er die Thermen des Kaisers Titus schon ziemlich weit hinter sich zurückgelassen, als er nahe daran war, einen Patrizier, der langsam und bedächtig vor ihm her schritt, umzulaufen. Dies brachte ihn wieder zur Besinnung. Und sein von namenlosem Kummer so arg gequälter Geist bedurfte auch so nothwendig der Ruhe. Es schien so zu sagen, als suche sein Geist einen Gegenstand, der ihm eine Art von Erholung darzubieten vermöchte. Vielleicht war es aber auch das allmächtige Walten der ewigen Vorsehung, das sich oft des allergeringfügigsten Mittels zu bedienen weiß, um nur einen breiten und bequemen Weg anzudeuten und zu ebnen, während wir auf dem dornigten und engen Pfade der Trübsale wandeln.

Paris schaute den Patrizier an, der ein Greis von beiläufig siebenzig Jahren sein mochte und dabei nur

von schwächlichem Körperbau war. Aber sein Antlitz trug das Gepräge hoher Würde, und doch erschien sein ganzes Auftreten so einfach und so anspruchlos. Von Zeit zu Zeit stand er stille, um die Häuser und andere Gebäude anzuschauen, fast als habe er solche noch niemals oder doch seit einem längeren Zeitraume nicht mehr gesehen. Auch hatte es das Ansehen, als suche er Alles, was sich seinen Blicken nur darbot, mit unverkennbarem Wohlbehagen zu betrachten.

Das ganze Wesen des greisen Patriziers hatte etwas Anziehendes für den ehemaligen Gladiator, so daß er ganz wider seinen Willen sich in dessen Nähe gefesselt fühlte. Dies ist Zeitverlust, dachte er aber endlich, zumal als er wieder mehr zu sich gekommen war und sich überzeugt hatte, daß er in seiner großen Verwirrung eine schnurstracks entgegengesetzte Richtung eingeschlagen habe. Schon im Begriff, wieder zurückzukehren, ward er durch eine neue Scene, die sich ihm darbot, abgehalten.

Eine Anzahl von Gassenbuben verfolgten einen anderen Buben, der sehr zerlumpt war und dessen Antlitz noch obendrein grundhäßlich erschien.

Der Verfolgte, der sich nicht anders mehr zu retten wußte, ergriff des alten Patriziers Toga und

flehte unter Thränen und durch Geberden um dessen Schutz.

„Warum verfolgen Dich die Anderen? Wast hast Du ihnen gethan?“ fragte theilnehmend der Greis.

Aber der Knabe antwortete nicht, sondern schaute den Fragenden stupiden Blickes an, als hätte er dessen Worte gar nicht verstanden. Dann stammelte er unverständliche Laute.

„Warum quält Ihr den armen Burschen?“ fragte der Patrizier die Verfolger, die sich in einer gewissen Entfernung zu halten suchten.

„Dies ist der taubstumme Fabius, der nichts anderes vermag, als Tag und Nacht zu heulen!“ gaben im Chor die Knaben zur Antwort, fast als versuchten sie ihr Verfahren durch die physische Unvollkommenheit des Verfolgten zu rechtfertigen.

„Wenn die Natur den Unglücklichen stiefmütterlich behandelt hat, dann müßt Ihr ihn bedauern und ihm Hülfe und Beistand leisten, statt ihn zu quälen.“

„Er ist der Sohn eines Nazaräers, der sterbend die Götter noch verleugnet hat!“ schrieen die Buben, in der Voraussetzung, eine solche Erklärung müsse ihr Verfahren gewiß rechtfertigen.

„Beim Donnerer!“ rief entrüstet der Greis aus,

was hat denn der Bube mit der Religionsmeinung seines Vaters zu schaffen? Fort von hier, Canaillen-pack! Wenn Einer ihn noch zu quälen wagt, werde ich ihn zu beschützen wissen!"

Die Stimme des Greises war so ernst, so gebieterisch, und in seinem ganzen Wesen lag eine so hohe Würde, daß die Buben sich rasch zerstreuten, während der Taubstumme die Kniee des Greises zu umfassen strebte.

„Armes Kind!" rief dieser erweicht aus. „Was aber soll ich mit Dir anfangen? Da ich Dich nun einmal angetroffen habe, darf ich freilich Dich nicht wieder verlassen. Nur wie ist dies anzufangen?"

„Verzeih, Senator, dem armen blödsinnigen Taubstummen, der es gewagt hat, Dir lästig zu fallen! Er versteht nicht, was er thut," bemerkte eine ältliche Plebejerin, die herbei eilte.

„Gehört er etwa Dir an?"

„Nur aus Mitleid habe ich ihn bei mir aufgenommen. Er hat Niemanden."

„Wenn Du Dich seiner annehmen willst," entgegnete ernst verweisend der Senator, „dann thue dies auch so, wie es sich gebührt und gestatte nicht, daß böses Bubengezücht ihn mißhandle. Du scheinst mich

zu kennen. Nimm einstweilen hier — ihr seine Geldbörse einhändigend, — einen kleinen Lohn für das in Empfang, was Du bereits für ihn magst gethan haben, und da reine Menschenliebe Dich schwerlich veranlassen wird, Dich seiner als Mutter anzunehmen, so möge die Liebe des eigenen Vortheiles deren Stelle vertreten. Komm zu mir, wenn mein Haus Dir nicht unbekannt ist, um dort das Weitere abzumachen."

Gerührt hatte Paris der Scene zugeschaut und alle Worte des greisen Senators vernehmen können.

„Ein edler Römer!" sagte er leise zu sich selbst. „Auch scheint er die Christen nicht aus Grundsatz zu hassen. Man hat ihm ja gesagt, der Unglückliche sei der Sohn eines Nazaräers .... Er ist Senator ... Wenn er mich kaufen möchte! Bei einem solchen Herrn kann die Sclaverei doch nicht gar drückend sein...."

Unterdessen hatte der Greis seinen Weg fortgesetzt, und Paris, der jetzt nicht mehr zwecklos ging, suchte ihm unbemerkt nachzuschleichen.

Ein sehr ernstes Bedenken entmuthigte ihn. Es schien ihm nämlich höchst wahrscheinlich, der unbekannte Senator könne ihn für einen Taugenichts, einen Landstreicher, oder sonst für einen Glückshelden halten, der,

nachdem er Alles schon versucht habe, auch mit der Sclaverei noch den Versuch zu machen gedenke. Dennoch folgte er demselben. Wie lästig das Anerbieten ihm auch erscheinen mochte, die dringendste Nothwendigkeit zwang ihn ja dasselbe zu wagen.

Endlich hatte der greise Senator sein Ziel erreicht. In der Vorhalle eines großartigen Hauses zwischen dem Esquilin und dem Viminal schienen seiner zwei Sclaven zu harren, mit denen er sehr freundlich sprach und die ihm dann in's Atrium folgten. Auch Paris betrat die Vorhalle und gleichzeitig mit den beiden Sclaven auch das Atrium.

„Patrizier,“ redete er den Greis an, „ich wünsche mit Dir zu sprechen.“

Und der greise Patrizier schaute den Ankömmling etwas befremdet und sogar mit unverkennbarem Mißtrauen an. Seine sonst so freundlichen Gesichtszüge fingen mit einemmale an ernst, ja düster zu werden. Fast hätte man mit Gewißheit aus dieser seiner Fassung schließen können, daß, wenn ihm auch Herzensgüte nicht mangle, Thatkraft und Entschlossenheit doch kaum in einem sehr hohen Grade zu seinen hohen Tugenden gehören möchten.

„Was wünschest Du?“ fragte er endlich.

Paris zögerte mit der Antwort. Seine Wangen färbten sich scharlachroth. Es schien ihm elend und verwerflich, die eigene Freiheit feil zu bieten, und daher blieb er für einige Augenblicke wie verstummt. Endlich aber gelang es ihm, der eigenen Scham Meister zu werden. Nur an Cornelia denkend, entgegnete er mit fester Stimme:

„Patrizier, ich bitte Dich, schaue mich an. Ich bin von großer Körperkraft. Auch bin ich gesund, und an gutem Willen fehlt es mir nicht. Folglich bin ich auch zu allen Arbeiten, selbst zu den allermühsamsten geeignet. Kaufe mich, ich flehe darum, und sei versichert, ich werde Dir treu dienen.“

„Ich bedarf der neuen Sclaven nicht, weil ich der älteren schon in zu großer Anzahl besitze,“ war die Antwort, die der Patrizier in einem ziemlich barschen Tone gab. Dann fuhr er aber mit sichtbarer Artigkeit fort, fast als wolle er das Barsche dadurch wieder gut machen: „Erst seit wenigen Tagen lebe ich wieder in Rom und zwar nach jahrelanger unfreiwilliger Abwesenheit, die meinen Vermögensumständen einen Vortheil gebracht hat. Meine Dienerschaft ist mehr als hinreichend, was meine Bedürfnisse anbelangt. Ich

gestehe Dir, es fehlt mir an Geld und auch an Willen, solche zu vergrößern."

Ein schmerzlicher Seufzer entwand sich der Brust des Athleten. So vermag der Schiffbrüchige nur zu seufzen, wenn ihm der Schiffstrümmer, der ihm Rettung zu verheißen schien, entschlüpft. Bittere Verzweiflung malte sich auf seinem Antlitz.

„Warum willst Du Dich aber verkaufen, junger Mann?" fragte der Patrizier theilnehmend. Der Freiheit gegenüber erscheint ja kein Preis hoch genug, und Du willst Dich derselben begeben! Bedarfst Du etwa des Geldes? Wohlan, such' mit Deiner Arbeit Dir solches zu erwerben. Du gehörst ja, wenn ich nicht irre, dem Stande der Plebejer an."

„Einst war ich ein Gladiator, heute aber bin ich ein Freigelassener."

„Gladiator!" rief der Patrizier entrüstet aus. Dann mit der Hand ein Zeichen des Abwehrens machend, fuhr er mit Bitterkeit fort: „Verlaß mein Haus! Du warst ein Sclav, und suchest jetzt zur Sclaverei zurückzukehren, folglich mußt Du eine ganz elende Seele besitzen. Dort im Circus hast Du Dir die Gewohnheit zu eigen gemacht, Dich im Blut und in allen Lastern zu wälzen; jetzt kommt die Freiheit Dir

unerträglich vor, weil Dir die Mittel abgehen, Deinen verwerflichen Lüsten zu fröhnen ... Nicht wahr, Du suchst bei mir ein sicheres Obdach, um den Erlös aus dem Schacher Deiner Freiheit bequem vergeuden zu können ... Oder wär es Dir vielleicht beigekommen, meine Handlungen auszuspähen, um daraus ein gutes Nebengeschäft zu machen? Mach Dich fort von hier. Auch unter meinen Sclaven dulde ich nur ehrliche Leute, Du passest gewiß nicht für mein Haus."

Die harte Aeußerung hatte den ehemaligen Gladiator tief verwundet. Mit vor Zorn zitternder Stimme aber zugleich auch flammenden Blickes entgegnete er:

„Ich bin stolz, Patrizier, weder elend noch verworfen zu sein. Ich ward frei geboren; nur die Tyrannei Deiner Mitbürger hat mich von Kindheit auf zur Sclaverei, und aus meiner Jugend her zum Circus erniedrigen können ... Dann ward ich Freigelassener, und die Freiheit war mir so theuer und ist es mir auch noch immer, als mein eigenes Dasein es mir nur sein kann ... Wenn ich aber suche zur Sclaverei wieder zurückzukehren, dann geschieht es nicht, um mich in dem Pfuhl der Laster zu wälzen, wie Du wähnest, sondern um eine alte Schuld der Dankbarkeit abzutragen."

Erstaunt schaute der Patrizier den ehemaligen Gladiator an. Seine Sprache war so frei, so edel und konnte kaum etwas anderes als die reine Wahrheit enthalten. Sich wieder demselben nähernd, fragte er:

„Du beabsichtigst Deine Freiheit zu verkaufen, um, wie Du sagest, die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen?"

„So ist es. Ein edles Wesen rettete mich einst von grausiger Schmach, als ich noch Gladiator war, heute steht es mir zu, eben dies wohlthuende Wesen vor drohender Gefahr zu bewahren."

„Und deshalb verkaufst Du Deine Freiheit?"

„Weil ich es nur vermittelst des Geldes vermag. Ich besitze aber nichts anderes, als meine physischen Kräfte."

Und der Senator schwieg. Aber er wandte sich seitwärts, um dem Gladiator die Thränen zu verbergen, die seine Augen netzten. Dann diesen zutraulich bei der Hand fassend, sagte er:

„Tritt in das Innere meines Hauses, Du verdienst es."

Neue Hoffnung erfüllte jetzt das schwerbeängstigte Gemüth des Gladiators. Nur Cornelia vor Augen habend, folgte er dem Patrizier durch das Atrium,

wo er eine beträchtliche Anzahl von Dienern und Sclaven fand, die sich alle der liebevollen Aufmerksamkeit ihres Herrn zu erfreuen zu haben schienen, und dann durch mehrere prächtige Gemächer in's Tablinum, oder nach heutigem Sprachgebrauche in sein Hausarchiv.

„Setz Dich hier, junger Mann, und erwarte mich."

Wenige Minuten später kehrte der Patrizier wieder mit einem ziemlich schweren ledernen Geldsack zurück.

„Nimm dies," sagte er mit größter Freundlichkeit. „Reich bin ich nun zwar nicht, aber ich besitze gerade so viel als ich bedarf, und den Ueberfluß weiß ich zu verachten. Mehr bin ich nicht im Stande Dir zu geben. Möchte es nun der Wille der Götter sein, daß es für Dein Bedürfniß ausreiche!"

Paris nahm das Geld in Empfang, aber er war nicht fähig auch nur ein Wort zu sprechen. Thränenfeuchten Blickes ergriff er die Hand des Greises, um solche sich erst an die Lippen und dann an's Herz zu drücken.

„Wozu des Dankes?" sagte der Greis. „Wenn ich Dir Gutes zu erzeigen vermag, bin ich ja weit glücklicher daran, als Du es bist. Dann bin ich auch

im Stande, diesen Tag mit Kreide *) als einen glücklichen zu bezeichnen, habe ich deren doch schon so sehr viele mit Kohle zeichnen müssen. Jetzt aber mache Dich auch auf den Weg, damit der Zeitverlust kein Unheil bringe."

Paris war im Begriff sich zu entfernen, als der Patrizier ihn wieder zurückrief.

„Sag mir mindestens Deinen Namen, und wessen Freigelassener Du bist."

„Deine Mitbürger nannten mich Paris, als sie mich in meiner Kindheit zur Sclaverei erniedrigten."

„Dann bist Du gewiß der berühmte Gladiator. Sogar am äußersten Ende Italiens, in Tarantum nämlich, wo Kaiser Domitian die Güte gehabt hat, mich seit Anfang seiner Regierung im Exil zu halten, habe ich Deinen Ruhm preisen hören."

„Gewiß ein trauriger Ruhm!"

„Und Dein Freilasser, wer ist der?"

„Sextus Sabinus kaufte mich vom Lanisten, um mir die Freiheit zu geben."

„Sextus Sabinus? Dies ist mir lieb zu vernehmen. Ein munterer Bursche! Wie oft habe ich

*) Die Römer pflegten glückliche Tage mit Kreide, unglückliche aber mit Kohle zu bezeichnen.

ihn bei seinem Oheim, meinem alten Freunde Flavius Sabinus nicht geneckt! Mir wird's angenehm sein, den Jungen wiederzusehen ... Den Jungen? Unterdessen wird er freilich schon zum Manne geworden sein. Was macht er denn?"

„Er lebt versteckt."

„Versteckt, der muntere Sextus! Was hat er denn begangen?"

„Dies ist vielleicht schwer zu enträthseln. Der Kaiser wollte ihn gefänglich einziehen lassen, Gefängniß aber und Tod sind bei Domitian so ziemlich gleichbedeutend."

„Und Rom wird der grausamen Tyrannei immer noch nicht überdrüssig? ... Wenn Dir der Zufluchtsort des Sextus bekannt ist, sag' ihm, er soll vorsichtig sein. Vielleicht noch für nur ganz kurze Zeit... Dann mag er ruhig und unbesorgt heimkehren.... Es schien aber, als komme es dem Alten schon vor, zu viel gesagt zu haben. Sich gleichsam selbst unterbrechend, fuhr er fort: „Gieb mir doch Auskunft von der kleinen Cornelia? Das liebe Kind. Wie oft habe ich es in meinen Armen gehätschelt? Als es etwas größer ward, brachte man es in den Tempel der Vesta ... Was macht die holde Kleine?"

„Die Vestalin Cornelia ist zum Tode verurtheilt!“ entgegnete Paris mit zitternder Stimme.

„Cornelia zum Tode verurtheilt? Unmöglich!“ rief der Alte tief ergriffen aus. Dann fuhr er fort: „Sie also ist die gottlose Priesterin der Vesta, von der ich diesen Morgen habe erzählen hören? .... Nun, dann kommt ihr der Tod auch zu. Ja ich halte den Tod noch immer für eine ganz leichte Strafe, weil sie kein Bedenken getragen hat, den glorreichen Namen der Sabiner mit Schande zu bedecken ...“

„Cornelia ist unschuldig!“ rief Paris enthusiastisch aus. —

„Unschuldig? Sonderbar! Du allein erklärst sie für unschuldig, während die Versammlung der Priester sie verurtheilt hat, und alle Welt sie für schuldig hält.“

„Diese Versammlung der Priester fand statt unter dem Vorsitze des Groß-Pontifex, der der Kaiser ist, und der Kaiser wollte sich an Cornelia rächen.“

„Bei den Göttern, was sagst Du? Drücke Dich deutlicher aus. Ich bin ein alter Hausfreund der Eltern der Unglücklichen, und als solcher habe ich ein Recht, Alles zu wissen!“

Aber Paris schwieg. Gern würde er dem Patrizier alle nur denkbaren Aufschlüsse über die Unschuld der

Verurtheilten gegeben haben, hätte er nicht dessen Widerstand gegen die Ausführung seines Vorhabens gefürchtet.

„Beim Jupiter, bist Du stumm geworden!“ rief der Patrizier ungeduldig aus. Ich will Alles wissen, und habe ein volles Anrecht, Alles zu wissen.“

Erst jetzt glaubte Paris frei und offen sprechen zu dürfen. Er erzählte dem Patrizier, wie die Vestalin ihn vor grausamer und erniedrigender Strafe bewahrt und wie dann seine Dankbarkeit den Charakter eines religiösen Cultus habe annehmen müssen. Auch verschwieg er nicht, wie er die hohen Mauern des heiligen Hains zur Nachtzeit überstiegen und sich sogar spähend hinter dem Kaiser her in das Heiligthum mit eingeschlichen habe, um dort der ganzen Scene zwischen der Vestalin und dem Kaiser zuzusehen.

Der greise Patrizier tadelte nun freilich die schuldvolle Tollkühnheit des Gladiators, die ihn bis in den heiligen Hain und in den Tempel der Vesta getrieben hatte. Dann denselben aber forschenden Blickes anschauend, fragte er:

„Kennt Dich Cornelia?“

„Wie vermochte sie mich kennen zu lernen? Sie hat mich ja nur zweimal in ihrem Leben gesehen. Einmal, als sie meine Retterin ward, und das zweite-

mal vielleicht auf der Arena im Amphitheater. Auch kann sie es unmöglich geahnt haben, daß eben der Gladiator es war, der sie vor der Brutalität des Kaisers bewahrt hat.

„Und um die Tochter meines Freundes Flavius Sabinus zu retten, hast Du Deine Freiheit verkaufen wollen?"

„Nur allein um sie zu retten", war die exaltirte Antwort des Athleten.

Der Patrizier schritt in heftiger Gemüthsbewegung im Tablinum auf und ab. Endlich vor dem Gladiator stehen bleibend, fuhr er fort:

„Ja sie muß gerettet werden. Wenn Geld nicht ausreicht, dann wird es nothwendig, zu noch wirksameren Mitteln zu greifen. An treuen Freunden fehlt es mir, trotz langer Abwesenheit, nicht!" Sich aber wieder seiner natürlichen Bedenklichkeit überlassend, fügte er weit gemäßigter hinzu: „Mein Leben gehört mehr als je dem Vaterlande an, und es ist mir nicht mehr gestattet, solches für einzelne Personen, seien es auch die allernächsten, auf's Spiel zu setzen . . . Ich hoffe also, Du wirst nicht zu Gewaltthaten greifen, um die Unschuld zu retten. Zwar lächelt die Glücksgöttin in

der Regel dem Kühnen hold zu, oft dreht sie ihm aber auch spröde den Rücken."

„Nicht zu Gewaltthaten, sondern zur List werde ich meine Zuflucht zu nehmen wissen. Wenn diese mir gelingt, wird alle Welt die freilebende Cornelia todt und begraben wähnen."

„Wenn unter solchen Umständen es Dir an sicherer Zufluchtsstätte mangeln sollte, dann führ' sie hier her, wo sie für kurze Zeit verweilen mag. Aber," fügte er seufzend hinzu, „das Dasein vermagst Du ihr vielleicht zu retten, doch ihren edlen Namen vor Schande zu bewahren, dies bleibt Dir immer unmöglich! ... Sei übrigens vorsichtig in Deiner Unternehmung. Es würde mir leid thun, Deinen Untergang zu vernehmen."

„Die Vorsehung Gottes wird mich geleiten!"

„Da nimmst Du ja zu einer Gottheit Deine Zuflucht, die nur von den Nazaräern angerufen zu werden pflegt."

„Ich bin Christ," entgegnete Paris mit Nachdruck. Er würde sich geschämt haben, hier seinen Glauben zu verleugnen, weil er fest überzeugt war, daß allein die göttliche Vorsehung ihm den edlen Patrizier könne zugeführt haben.

„Was kümmert's mich?" sagte lächelnd der Sena-

tor. „Ich bin sehr weit davon entfernt, die Nazaräer zu hassen, sondern bewundere im Gegentheil ihren hohen Muth. Wenn ich einst Kaiser würde, was unmöglich ist, die Nazaräer könnten sicher und ruhig leben, und man würde nicht mehr von Verfolgungen und Martern hören.“

„Wer vermöchte es wohl mehr verdienen, als gerade Du, edler Patrizier, Rom und die Welt zu beherrschen!“ rief Paris begeistert aus.

„Du träumst, mein junger Freund. Aber mache Dich mit Behutsamkeit an Dein Unternehmen. Die Götter mögen Dich begleiten!“

Achtzehntes Capitel.

Die Lebendbegrabene.

Der verhängnißvolle Tag war gekommen. Noch war es der armen Cornelia unbekannt, was ihr an demselben bevorstehen werde, als ein Gefängnißwärter bei ihr eintrat, um ihr die Toga sordida, die schmutzige Toga, mit der zum Tode verurtheilte Verbrecher bekleidet wurden, zu überbringen. Beim Anblick dieses schauderhaften Kleides schrie die Unglückliche laut auf und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen, um dasselbe nicht zu sehen.

Dies kümmerte den Gefängnißdiener aber gar nicht. — „Leg' dies Gewand an, Dir ziemt ein solches!" rief er ihr höhnisch zu. „Bevor die Sonne die Hälfte ihres Laufes zurückgelegt hat, mußt Du mit demselben Dein Grab betreten!" —

Ein neuer Verzweiflungsschrei Cornelia's war die Antwort. Sie suchte sich von dem Stein, auf dem sie saß, zu erheben, fiel aber kraftlos wieder auf ihren Sitz zurück. Ein Strom heißer Thränen entstürzte ihren Augen. Bald aber versiegte auch dieser wieder, um einer an Wahnsinn gränzenden fieberhaften Aufregung das Feld einzuräumen. Mit dem Fuß das Verbrechergewand von sich stoßend und sich in ihren weiten Mantel eng einhüllend, rief sie laut aus:

„Nur mit diesem Gewande werde ich mein Grab betreten!"

Ein lautes Lachen des Gefängnißdieners war die Antwort. Endlich aber bemerkte er:

„Ich rathe Dir, leg' gutwillig Dein Grabkleid an, wenn es Dir sonst nicht lieber ist, daß ich und der Henker die Stelle Deiner Kammerfrauen vertreten."

Diese rohe Drohung konnte ihre Wirkung bei der so zartfühlenden Jungfrau kaum verfehlen. Als sie wieder allein geblieben war, schaute sie ihr Priesterinnenkleid, das sie von Kindheit her getragen hatte, mit Rührung an, ihre Thränen fingen wieder an zu rinnen, und Stück für Stück legte sie dasselbe von sich ab. Ein furchtbares krampfartiges Schluchzen aber

bemächtigte sich ihrer, als sie das Verbrechergewand anzog. Dann die abgelegte Priesterinnenkleidung an Mund und Herz drückend, warf sie sich wieder auf ihren Steinsitz nieder, wo sie in einem dumpfen Hinbrüten saß, bis die Kerkerthür wieder geöffnet ward.

Schweigend verließ sie ihr Gefängniß, das, wie düster es auch immer nur sein mochte, im Vergleich zu dem Grabe, das ihrer wartete, ein Prunkgemach genannt zu werden verdient hätte. Unter Anrufung des Schattens ihrer Mutter trat sie den schaudervollen Weg zum Grabe an, und suchte sich durch die Ueberzeugung selbst Muth zuzusprechen, daß die unschuldig Verurtheilte keineswegs gleich dem Schuldigen das Antlitz verbergen dürfe. Auch war sie entschlossen Angesichts der grausamen Volksmenge, die herbeiströmen werde, um sich an ihrer Verzweiflung zu weiden, die größtmöglichste Seelenruhe zu behaupten.

Und festen und sicheren Schrittes legte sie die ziemlich weite Strecke Weges vom Hyppodrom des Palatins über das Römische Forum und den Quirinal bis zum Viminal zurück. Auch erschien sie Jedermann in dem verächtlichen Verbrechergewande noch unendlich schöner, als sie, als Priesterin gekleidet, nur hatte erscheinen können. Ihr bleiches Antlitz hatte sich hoch-

roth gefärbt, weil sie es ja recht wohl wußte, daß die Augen Aller nur auf sie gerichtet waren. Und von den vielen Tausenden von Zuschauern, die das seltene Schauspiel herbeigezogen, und als Schauspiel war man auch damals schon gewohnt ähnliche Scenen zu betrachten, war wohl kein Einziger, der nicht ihrer hohen Schönheit eben so sehr, als ihrem hochmännlichen Muth die allergrößte Bewunderung hätte zollen müssen.

Kaiser Domitian hatte befohlen, das Todesurtheil mit wahrhaft theatralischem Gepränge zu vollstrecken. Wähnte er doch, wie ich weiter oben auch schon angeführt habe, seine Regierung durch Vollstreckung eines solchen Todesurtheiles zu verherrlichen. Alles hatte hier den Anschein, als gelte es einem Triumphzuge. Er selbst als Triumphator gekleidet und auf seiner Quadriga stehend, eröffnete den Zug. Ob als Kaiser oder als Großpontifex, dies wußte er gewiß selbst nicht. Wenn als Großpontifex, wozu dann die Triumphatoren-Quadriga? und wenn als Kaiser, wozu das Priestergefolge? Doch Domitian war ein gar eitler Narr, und mancher andere Herrscher, wenn er auch nicht so eitel und minder närrisch ist, als Domitian es war, dürfte ebenfalls in Verlegenheit gerathen, wenn

er über so manche Dinge zur Rechenschaftsablegung sollte aufgefordert werden.

Hinter dem Triumphkarren des Kaisers her gingen die Pontifices, die Flamines, die Curiones, die Salier, die Laxercier, die Arvalischen Brüder, die Auguren, die Exutones, die Haruspices, die Feciales und die Tizier. Dann folgten die Vestalinnen und unter diesen die kleine Fabiola, die aber halb besinnungslos mitgeschleppt ward. Erst nach der Priesterschaft kam der Senat, die Magistratspersonen und die Vertreter des Patrizierstandes. Zuletzt folgte das unglückliche Opfer, von einer Abtheilung der Prätorianischen Garde des Kaisers umgeben. Neben Cornelia ging der Henker, die Amphora mit Wasser, ein kleines Brod zu ihrer Nahrung und eine Oellampe zu ihrer Leuchte tragend. Zwischen dem vorhin erwähnten Zuge und der Abtheilung Prätorianer trug ein Sclave einen großen Cypressenast, um dadurch anzudeuten, daß Niemand die Schuldige bei Gefahr der Verunreinigung anrühren dürfe.

Nicht die Furcht vor dem grauenvollen Tode war es, die Cornelia zu erschüttern vermochte, wohl aber waren es die Blicke der grausamen Menge, die sie gleichsam zu verschlingen suchten, und der Gedanke,

daß eben diese Menge den edlen Namen ihres uralten Geschlechtes gleichsam in den Koth zu treten sich angelegen sein lassen werde. Mit Unwillen warf sie daher von Zeit zu Zeit ihren ernsten Blick auf die gaffende Menge, und hätte sie die Blitze des Donnerers zu ihrem Gebote gehabt, sie würde kaum gezögert haben, solche auf die Häupter der Gaffer zu schleudern.

Mit einemmale schrie sie laut auf. Als sie zornentflammt einen Blick auf die Menge warf, schien es ihr, sie habe das blonde Haupt des mysteriösen Wesens gesehen, das ihr im Tempel zu ihrer Rettung erschienen war. Es ragte über die Köpfe aller Zuschauer empor. Mit frommem Schauder streckte sie beide Arme nach der vermeinten Gottheit aus. Aber der Unbekannte, oder die Gottheit, war auch schon wieder verschwunden, weshalb die Unglückliche wähnte, nur ein Traumbild habe ihre Phantasie beschäftigt. Indessen war diese Erscheinung oder dieses Trugbild doch geeignet gewesen, sie höchst schmerzhaft zu berühren. Sie dachte daran, daß sie den Geist aushauchen müsse, ohne daß irgend ein freundschaftlicher Mund ihr das letzte Lebewohl zurufen werde, ohne daß auch nur eine Thräne ihrem Andenken fließen könne. Und doch fühlte sie sich unschuldig, so unschuldig und rein,

und keusch, wie sie es war, als sie als Kind zum erstenmale den Tempel betreten hatte! —

Noch einmal wie durch Zufall den ernsten Blick auf die Menge werfend, nahm sie Floronia wahr. Die christliche Jungfrau schwamm in Thränen und streckte beide Arme laut schluchzend nach der Jugendfreundin aus.

„Holde Floronia,“ murmelte Cornelia leise, „Du mindestens hältst mich für unschuldig, und kam'st hierher, um mich noch einmal zu sehen, bevor ich die Erde verlassen muß.

Dann die Hand sich auf's Herz drückend, suchte sie der jungen Christin ihren Dank durch Zeichen auszusprechen. Zugleich kam es ihr vor, zwei blaue Augen wahrzunehmen, die sie mit zärtlichem Mitleid betrachteten, während das Haupt sich absichtlich hinter Floronia verdeckt zu halten suchte.

Endlich war der Zug beim Verbrecheracker, östlich vom Walle des Servius Tullius, angelangt, der hier die Stelle der Mauer vertreten mußte, als dieser König den Esquilin, den Quirinal und den Viminal der Stadt mit einverleibt hatte. Eben dieser Verbrecheracker, der den schuldigen Vestalinnen vorbehalten war, dort lebend begraben zu werden, gränzte nach

der andern Seite hin mit den großartigen Gärten, die noch immer den Namen des Crispus Sallustius, des berühmten Geschichtschreibers, trugen, der zu Julius Cäsars Zeiten Proconsul von Africa war.

Schon sah man dort mehrere massenhafte Steinplatten, welche die Gräber von Vestalinnen, die sich der Uebertretung ihrer feierlichen Gelöbnisse sollten schuldig gemacht haben, fest und dauerhaft und für immer verschlossen hielten. Alle aber waren schon längst dicht mit Moos bewachsen, was Zeugniß für ihr hohes Alterthum abzulegen schien.

Der Acker war ziemlich ausgedehnt und gerade in seiner Mitte sah man ein frisches Grab und dicht dabei eine große und schwere Steinmasse liegen, die bestimmt war, dasselbe zu verschließen.

Eine kleine Sprossenleiter stand zum Herabsteigen ins Innere des Grabes angelehnt, das im Tufstein ausgehauen war, dessen Lager kaum zwei Fuß tief schon begann. Ein Steinblock war bestimmt, den Sitz des Opfers zu bilden, das hier in undurchdringlicher Finsterniß vor Hunger und Durst sterben sollte, nachdem Brod und Wasser aufgezehrt und das Oel der Lampe verbrannt war.

Dem Grabe gegenüber war eine Tribüne errichtet, auf der Kaiser Domitian, wie sich auch von selbst versteht, seinen Thron einnahm. Eitel war er ja immer, auch bei seinen Frevelthaten. Etwas tiefer standen die Sitze der Magistratsmitglieder und der Senatoren. Die vielen Priester und die wenigen Vestalinnen nahmen ihren Platz dicht am Grabe ein, und das Volk mochte es sich nach Behagen auf dem ausgedehnten Felde bequem zu machen suchen.

Cornelia zitterte am ganzen Leibe, als sie das offene Grab wahrnahm, das gähnend ihrer harrte. Noch einmal zum Himmel aufschauend und mit dem Blicke über die Umgegend hinschweifend, alle wolle sie sich zum letztenmale an deren Schönheit laben, beschleunigte sie aber auch ihre Schritte, um recht bald an ihr Erdenziel zu gelangen. Dort im einsamen Grabe, so dachte sie, sei es ihr ja vergönnt, unbehelligt von der gaffenden Menge weinen und klagen zu dürfen, bis Weinen und Klagen für immer aufhören und verstummen müßten.

Eine neue Erniedrigung war ihr aufbehalten. Sie mußte dicht bei der Tribüne vorübergehen. Und vor der Tribüne stand sie still, um drohend die Rechte gegen Domitian aufhebend laut auszurufen:

„Kaiser, mein Schatten wird Deinen Schlaf unsanft stören!“

Domitian erbleichte. Er war eitel und feig. Zugleich war er aber auch sehr abergläubisch. Zitternd vor Angst würde er gern das Verdammungsurtheil vernichtet haben, hätten seine Eitelkeit und seine Feigheit es nicht verbieten müssen.

Unterdessen hatten die Vestalinnen und die Priester ihren Platz in zwei Reihen dicht am offenen Grabe eingenommen. Erstere mit verhülltem Antlitz.

Zuerst stieg der Henker ins Grab nieder, um die Lampe anzuzünden und das Brod mit der Wasserflasche auf den Steinblock zu setzen. Nachdem dies geschehen, rief er dem Opfer zu:

„Alles ist in Ordnung. Geh!“ —

Noch einmal grüßte Cornelia mit dem Blicke die Oberfläche jener Erde, von der die Bosheit der Menschen sie verstieß. Schon war sie im Begriff, den Fuß auf die grausige Leiter zu setzen, als ein furchtbar lauter Schrei in ihr Ohr drang.

Die kleine Fabiola, unter lautem Schluchzen ausrufend: „Ich will mich mit Dir begraben lassen!“ stürzte herbei.

Auch Cornelia schrie laut auf. Aber nicht vor Schmerz, sondern vor Freude. Es war die letzte Freude, die ihr hier auf Erden zugedacht war. Noch einmal schien es ihr ja vergönnt, das einzige Wesen, das ihr wahrhaft lieb war, und von dem sie sich so zärtlich geliebt wußte, an ihr Herz zu pressen. Sie bedeckte das bleiche Antlitz der Kleinen mit Küssen.

Und die Kleine hatte den unsäglichen Schmerz bis zu diesem Augenblicke zu bemeistern verstanden. Jetzt aber siegte der Schmerz. Sich gewaltsam von der Vestalin, der sie anvertraut worden war und die sie zu halten suchte, losreißend, hatte sie sich zum letztenmale der Freundin in die Arme werfen wollen.

„Dank, heißen Dank Dir, meine holde Fabiola," rief Cornelia gerührt aus. Ihre Thränen vermischten sich in zärtlicher Umarmung. „Hör' mich an, Schwesterchen," fuhr Cornelia dann fort, „wenn ich nicht mehr sein werde, dann bitte die Priesterinnen alle in meinem Namen, meinem Andenken nicht zu fluchen, denn ich sterbe unschuldig."

„Ich sterbe ja mit Dir!" entgegnete die Kleine, sich fest an die Freundin anklammernd. Einige Priester stürzten aber auch schon herbei, um Beide gewaltsam zu trennen und um Fabiola hinter die Tribüne des

Kaisers hinzuschleppen, wo sie nicht mehr im Stande war, das Ende der grausigen Scene zu schauen.

Das zärtliche Lebewohl der kleinen Freundin bildete einen neuen Dolchstich für das schon so schwer verwundete Herz der Unglücklichen. Doch es war zugleich auch der letzte Dolchstich auf der Oberfläche der Erde. Frei ihren Thränen den Lauf lassend, schickte sie sich an in die Gruft niederzusteigen. Als sie aber im Begriff stand, den Fuß auf die erste Leitersprosse zu setzen, nahm sie wahr, daß ein Dornstrauch ihr Gewand festgehalten hatte. Zwar bückte der Henker sich, um dasselbe von dem Hindernisse zu befreien, als sie tief erröthend dies selbst zu verrichten suchte, und es auch der Art zu verrichten verstand, daß nicht einmal ihre Füße hätten sichtbar werden können.

Eine so große Beobachtung des äußeren Anstandes und der Züchtigkeit könne nun aber unmöglich bei einem schuldigen Weibe wahrgenommen werden, so urtheilte, nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Geschichtschreiber *), nicht nur die Menge der anwesenden Zuschauer, sondern auch die öffentliche Meinung von ganz Rom, die kein Bedenken trug, die Vestalin Cornelia als ein

*) Sueton. In Dom. 8. Plin. IV. 21.

Opfer der dämonischen Niederträchtigkeit Domitians zu bezeichnen.

Nachdem sie ihr Kleid von dem Dornstrauch befreit hatte, warf sie noch den letzten Blick auf die andern Vestalinnen und stieg dann langsam und bedächtig die Leiter nieder, die Jugend und Schönheit in das gähnende Grab führte. Dort unten angelangt, warf sie sich knieend nieder, um den thränenschwangern Blick und beide aufgehobene Arme noch einmal und zum letztenmale gegen das blaue Himmelsgewölbe zu richten.

Dieser Augenblick war ohne alles Bedenken der grausamste, der herzzerreißendste ihres langen Todeskampfes. Noch immer den Blick nach Oben gerichtet, schaute sie, wie die große Steinmasse sich nach und nach über die Oeffnung hinwälzte und ihr den Anblick des Himmels und den Zutritt des Lichtes immer mehr verminderte. Noch ein einziger Hebelstoß und noch das letzte dumpfe Geräusch der fallenden Steinmasse, und das Grab war verschlossen über dem Haupte der Unschuld! . . . .

Durch Henkershand, die mit einer Schaufel bewaffnet, ward jetzt Erde über die Steinmasse angehäuft, und nachdem dies geschehen war, gingen alle Priester und die Vestalinnen, mit Ausnahme der klei-

nen Fabiola, die immer noch bewußtlos hinter der Tribüne zu Boden lag, dreimal um das verschlossene Grab, grausige Verwünschungen gegen die Schuldvolle ausstoßend.

Erst jetzt bestieg Domitian wieder seine Quadriga, um heim nach seiner Residenz zu kehren. Ob ruhig und heiter, dürfte stark zu bezweifeln sein; vielmehr scheint es, daß die Nemesis zugleich mit ihm die Quadriga bestiegen habe.

Auch die Volksmenge kehrte heim und vergaß gar leicht der armen Vestalin, die im düsteren Grabe jammerte und weinte. Die Menge hatte ja Gelegenheit gehabt, sich eines seltenen Schauspiels zu erfreuen, und dies genügte ihr.

Nur zwei Herzen fühlten sich von grausamer Marter gequält. Das Herz der armen Floronia nämlich und das des edlen Gladiators. Die Menge möglichst zu vermeiden suchend, beweinte die Eine das unglückliche Loos der Freundin aus zarter Kindheit, während der Andere laut ein Wesen bejammerte, das er gleichsam vergötterte, und dessen Untergang er seinem Verschulden zuschrieb.

„Beruhige Dich, mein Freund," suchte Floronia ihn zu trösten, während Beide auf Umwegen nach der

Villa zurückkehrten. „Beruhige Dich, Gott duldet es zuweilen nach seinem unerforschlichen Plane, daß die Bosheit und die Verworfenheit der Menschen einen kurzen Sieg davon tragen. Aber dies Siegen kann doch niemals von Dauer sein. Für immer kann die Unschuld unmöglich unterliegen.

„Du hast recht, Floronia. Nur zittere ich bei dem Gedanken, die Unglückliche könne dem Grauen, das sich ihrer im scheußlichen Grabe bemächtigen muß, und der Verzweiflung unterliegen. Gebe Gott, daß ich in der nächsten Nacht nicht eine Leiche aus einem Grabe hervorhebe, um solche dann in ein anderes Grab wieder niederlegen zu müssen!“

„Du Kleinmüthiger, wozu Dein Zweifeln? . . . Du, der Du so muthig und so entschlossen bist, willst schon anfangen Dich zu verlieren, noch bevor der Augenblick der Ausführung gekommen ist? Du bist Christ, und mußt daher die Ueberzeugung hegen, daß ohne Gottes Willen auch kein Haar von Deinem Haupte zu fallen vermag. Habe Vertrauen zu Gottes Beistand und Du wirst kühn über alle Hindernisse hinschreiten, gleich dem Apostel Petrus, der auf der Oberfläche des Galiläischen Sees zu gehen vermochte. Nur wenn Du anfängst zu zweifeln, dann erst läufst Du

Gefahr unterzusinken . . . Dem Unterdrückten zu Hülfe zu eilen ist Pflicht, kein Bedenken darf Dich also abhalten, und wenn es Dir gelingt, die Unglückliche zu retten, dann errettest Du sie für Zeit und Ewigkeit. Dort oben am Throne des Allewigen beten die fromme Faustola und der Märtyrer Anicetus für Dich."

Ein hohes Roth hatte die Wangen der Jungfrau gefärbt, und aus ihren schönen Augen glänzte das Feuer des heiligsten Enthusiasmus.

„Dank Dir, Floronia. Deine frommen Worte haben wie ein erquickender Balsam mein zerrissenes Herz berührt und lindern seine unsäglichen Schmerzen. Fern sei also von mir ein jeder Zweifel, nur Hoffnung darf mein Herz beleben."

„Wird Sextus Dein Begleiter sein?" fragte das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Nein, der Begleitung bedarf es nicht. Es ist meine Schuld, wenn Cornelia im Grabe schmachtet. Mir allein also kommt es auch zu, mein Leben zu ihrer Errettung auf's Spiel zu setzen."

„Du klagst Dich ungerecht an. Nur der Tyrannei Domitians ist Alles zuzuschreiben. Du bist ja nichts

anderes, als ein Werkzeug der Vorsehung Gottes zu ihrer Rettung."

Floronia übrigens war kaum im Stande, ihre Freude darüber zu verbergen, daß Sextus nicht Antheil an dem gefahrvollen Unternehmen haben werde. Bis zum Eingang der Villa begleitete der Gladiator die Jungfrau, um dann wieder in die Stadt zurückzukehren.

Neunzehntes Capitel.

Das Grab.

Eine dunkle unfreundliche Herbstnacht. Kein Stern glänzte am Horizont. Nur eine Pechfackel erleuchtete eine Gruppe Prätorianergarden, die bestimmt war, bei dem Grabe der Vestalin so lange Wache zu halten, bis man voraussetzen konnte, das Opfer habe dem Hungertode erliegen müssen.

„Obgleich es keineswegs schon spät war, erschienen doch der Verbrecheracker und die angrenzenden Straßen verödet. Der Volkswahn hielt dafür, die einst lebendig begrabenen Vestalinnen suchten hier zur Nachtzeit sich nach ihrer Weise zu unterhalten, was in dieser Nacht ganz besonders der Fall sein müsse, vor Freuden nämlich, daß ihre Anzahl einen neuen Zuwachs erhalten

habe, zugleich aber auch, um der noch lebenden Neuangekommenen einen Besuch in ihrer Grabeskammer abzustatten.

Sieben Prätorianersöldlinge machten die Wache aus. Einer von ihnen stand dicht an dem mit Erde bedeckten Grabsteine, der in seiner nunmehrigen Gestalt vielmehr ein Grabhügel genannt zu werden verdiente, während die andern sechs in einem Kreise auf dem Boden gekauert Würfel spielten.

Aut omnia, aut nihil! Alles oder Nichts! rief einer der Spieler, während er den Becher mit den Würfeln schüttelte, um letztere dann auf ein Brettchen auszuschütten, das sie zu dem Ende in ihre Mitte gelegt hielten.

„Beim Mercur! Du bist der glücklichste Sterbliche, Plautus. So oft als Du die Würfel wirfst, triffst Du eine Dir günstige Zahl. Deine Mutter, als sie mit Dir schwanger ging, muß sich des Besuches der Glücksgöttin erfreut haben!“

„Laß die Asche meiner armen Mutter in Frieden, die schon seit so manchem Jahre in einer hübschen Urne eingeschlossen ruht. Uebrigens ist es auch an diesem Orte kaum geheuer von Verstorbenen zu sprechen. Zufrieden indessen des gemachten glücklichen Wurfes

halber übergab er den Becher mit den Würfeln seinem Nachbar.

„Ich hab' nicht Lust, mit Dir zu spielen. Du bist vom Glück zu sehr begünstigt, und wenn Du mir mein weniges Geld abgewonnen hast, verschlemmst Du es morgen und bietest mir nicht einmal einen Trunk Honigwein dafür an."

„Bei des Kaisers Lorbeerkranz, das Geld, das ich durch's Spiel gewinne, kommt mir nicht sauer an, folglich such' ich's auch bald wieder an den Mann zu bringen. Wenn ich's einst bis zum Centurio (Hauptmann) bringen werde, dann spiel' ich um Goldstücke. Es versteht sich, mit meinen Cameraden, bei welchen ich den Besitz von Goldstücken voraussetzen darf."

Alle lachten laut. Ihr Lachen aber fand ein dumpfes Echo an dem Walle des Servius Tullius.

„Plautus Centurio! Plautus Centurio! Es ist ergötzlich!" riefen Alle.

„Centurio, ja Centurio. Dies versteht sich, und wenn's Euch nicht mißfällt, mit der Zeit auch Tribun (Oberst)," bemerkte ganz gelassen Plautus. „Und warum sollte ich denn auch nicht Centurio werden können? Ist es doch Keinem von Euch fremd, daß die Centuriones nach dem Verdienste der Tapferkeit

gewählt werden. Und habe ich denn nicht schon oft gegen Barbaren gekämpft? Was nun den Tribun anbelangt, finde ich auch hier keine so große Unwahrscheinlichkeit. Um Tribun zu werden, muß man fünf Feldschlachten aufzuweisen haben, wer dem Ritterstande angehört, und zehn, wenn man Plebejer ist, wie wir alle zu unserm Glücke es sind. In neun Schlachten habe ich nun aber schon gekämpft, und folglich ....“

„Neun? Eine unglückliche Zahl!“ bemerkte einer der Spieler. „Sei behutsam, daß Zehn Dir nicht den Hals zerbricht!“

„Laß Neun und Zehn, und meinen Hals noch obenein, guter Dinge sein,“ bemerkte der zukünftige Centurio, „und nimm, was mir gescheidter dünkt, die Würfel, um zu werfen.“

„Würfel spiele ich nun einmal mit Dir keineswegs,“ entgegnete der Andere. „Das Glück ist Dir zu sehr in diesem Spiele hold. Jedes andere Spiel ist vorzuziehen.“

„Sag mir nur welches? Zum Ludus latrunculorum *) fehlt uns ja Alles, und ...“

*) Ludus latrunculorum. Das Spiel der kleineren Diebe, so hieß das Schachspiel. Palamis sollte es, nach der Sage bei

„Spielen wir Par impar *)," fiel rasch der Andere ein.

„Par impar? Bist Du närrisch geworden? Das ist ein Spiel, das sich für Kinder ziemt," bemerkte ein Dritter.

„Lieber kehren wir zu den Würfeln zurück," sagte Plautus.

„Damit nur Du allein gewinnest!" riefen fast Alle einstimmig aus.

„Wollt Ihr meinem Rath folgen?" fragte die Schildwacht, die am verschlossenen Grabe stand. „Spielt aut capita aut navim **). Ein Spiel, das sich für Krieger ziemt. Nehmt hier diesen Janussexterz, ich habe zufällig einen, und versuchen wir, wem das Glück lächelt. Auch ich will meine Lanze hier an die Regia

---

der Belagerung von Troja erfunden haben, um den Griechen damit die Zeit zu vertreiben.

*) Par impar, gleich, ungleich. Der Eine hielt Würfel oder Geldstücke in der verschlossenen Hand, und der Andere mußte errathen, ob deren Anzahl eine gleiche oder ungleiche Zahl bilde.

**) Aut capita aut navim, Köpfe oder Schiff. Eine Münze, die auf der einen Seite die beiden Janusköpfe, auf der andern aber ein Schiff zeigte, ward hoch geworfen. Wer es zu errathen vermochte, welches Gepräge beim Herunterfallen oben liegen werde, hatte gewonnen. In Rom und im ganzen südlichen Italien ist dies Spiel noch heute beim Volke gebräuchlich.

(Königsburg) der schönen Vestalin anlehnen, und Theil am Spiele nehmen. Die Dame dort unten wird mir dies schon zu Gute halten."

Und das neue Spiel begann. Bald ward es aber wieder unterbrochen. Während Tarantius die Münze hoch geworfen hatte und alle Andern beim Schein der Fackeln das Ergebniß des Niederfallens zu schauen versuchten, rief er aus:

„Schaut! Mir scheint es, dort hinten einen Schatten wahrzunehmen!"

„Du träumst," rief Plautus, nachdem er gegen die bezeichnete Richtung geschaut hatte.

„Ich hab' nicht geträumt und kann schwören etwas gesehen zu haben."

„Vielleicht ist's der Schatten irgend einer Vestalin, denn die schöne Cornelia kann doch unmöglich schon todt sein!"

„Sie unterhält sich dort unten," bemerkte cynisch lachend die Schildwacht.

„Es muß auffallen, daß es nicht hat gelingen können, ihren Mitschuldigen aufzufinden. Uebrigens ist's ein verwegener Bursch, der es wagte, den heiligen Hain, das Atrium der Vestalinnen und auch den Tempel der Göttin zu seinem eigenen Gebrauch zu verwenden."

„Schweigt von der Unglücklichen! Besonders hier an dieser Stätte," entgegnete Plautus. „Setzen wir vielmehr unser Spiel fort. — Aber schaut! Schaut! Auch mir scheint es, dort hinten etwas wahrzunehmen!"

Alle Prätorianer sahen nach der angedeuteten Richtung zu, ohne jedoch etwas zu sehen.

„Gewiß der Schatten irgend einer Vestalin, der Dich einladen will, ihr dort unten Gesellschaft zu leisten," bemerkte lachend einer der Söldlinge.

„Ich nehme die Einladung an," entgegnete Plautus, und schickte sich an, nach der Richtung hinzugehen. Da ihm aber Keiner folgte, blieb er unschlüssig stehen.

„Plautus hat Furcht!" schrieen alle Söldner.

„Ja, bei der Asche meiner Mutter, so ist es, ich habe Furcht! Wenn's sich handelt, Barbaren anzugreifen, dann freilich ist's Schande Furcht zu äußern, aber einem Gespenste gegenüber, und so ganz allein, dies . . ."

„Dann wirf die Janusmünze hoch; die Reihe ist an Dir," sagte Tarantius.

Kaum hatte er aber das Geldstück geworfen, als die Söldner, statt sich vom Ergebnisse des Wurfes zu überzeugen, ihre Blicke nach dem Eingange zum Verbrecheracker richteten. Dort sah man Fackelschein und

Menschen, die sich ihnen näherten. Alle griffen zu den Waffen, um ihren Posten zu vertheidigen, wenn's ja darauf hätte ankommen sollen.

Zum Glück war dies überflüssig. Die Ankömmlinge waren friedliche Sclaven. Vier derselben trugen eine Art von Bahre, die mit Speisen und Getränken belastet war. Paris aber, als Hofdiener des Kaisers verkleidet, und vom Nubier des Sextus Sabinus begleitet, führte sie.

Er hatte sich des vom alten Patrizier erhaltenen Geldes zum Ankaufe dieser Speisen und Getränke, und was die Hauptsache war, zur Bestechung seiner Gehülfen zu bedienen verstanden. Gewiß mußte der Lohn den Theilnehmern sehr reichlich zugemessen werden, weil allen der Kreuzestod ganz sicher in Aussicht stand, wäre ihre That entdeckt worden.

„Der göttliche Domitian läßt Euch sein kaiserliches Wohlwollen entbieten," rief der ehemalige Gladiator den Söldnern schon aus der Ferne zu, „und sendet Euch eine kleine Erfrischung, um Euch bestens zu pflegen."

Lauter Jubel der Söldner war die Antwort, die sich angelegen sein ließen, die Freigebigkeit des Weltbeherrschers bis zu den Sternen zu erheben. Auch

säumten sie nicht, sich an ihr köstliches Mahl zu machen, das Paris möglichst fern vom Grabe hatte anrichten lassen.

Um keinen Verdacht zu erregen, hatten alle Sclaven sich wieder entfernen müssen. Nur Paris, der Nubier und ein Christensclave waren in der Nähe geblieben.

Alle Söldner, auch die Schildwacht nahmen am Mahle Theil, bei welchem dem Becher in der Runde fleißig zugesprochen ward.

In geringer Entfernung von der schmausenden Gruppe kauerten sich der verkleidete Hofdiener mit den schwarzen und den weißen Sclaven zur Erde nieder.

Ungesehen aber von diesen drei Zuschauern, die ihre Blicke nur auf das Essen und Trinken gerichtet hielten, sowie auch ganz ungesehen von den Söldnern hatte sich ein Schatten dem Grabe genähert. Man hätte ihn für den Schatten einer Vestalin halten können, wäre nicht das Haupt und der obere Theil des Körpers in dunkelfarbigen Stoffen eingehüllt erschienen. Nur von den Knieen abwärts schien es, als trage der Schatten das weite weiße Gewand der Priesterinnen.

Dieser Schatten, oder diese schattenähnliche Gestalt streckte sich auf dem Grabe nieder, mit schwacher Stimme flüsternd:

„Da bin ich, meine Cornelia, Dich zu retten. Sei unterdessen unbesorgt und guten Muthes.“

Dann ein Stück altes Eisen, das einem Meißel nicht so ganz unähnlich sah, unter ihrer Kleidung hervorziehend, machte die Gestalt sich daran, mit demselben zu graben. Von Zeit zu Zeit hielt sie aber wieder inne, und lachte dabei leise. Dies Lachen aber, das convulsivisch war, schien das Lachen des Wahnsinnes zu sein.

„Beim Mars,“ rief Plautus, während er den geleerten Becher wieder anfüllte, „wenn ich höre, daß Jemand unsern Domitian grausam nennt, wandelt mir immer die Lust an, ihm den Hals zuzuschnüren! Kann es wohl einen liebevolleren Herrscher geben?“

„Der mehr seine Prätorianer zu begünstigen vermag!“ rief ein Anderer aus.

„Daß die Götter ihm langes Leben zum Aerger des Plebs verleihen mögen! Der Plebs, der ihn nicht liebt, weil er sich weder um den Staat, noch um die Senatoren kümmert.“

„So lange als es ihm nicht an Prätorianern mangelt, mag er Senat und Volk immerhin mit Fußtritten beschenken!“ rief Invertius aus, während er den Becher leerte.

„Langes Leben und Heil dem göttlichen, dem erhabenen Domitian!“ schrie Plautus, um dann den Becher wieder zur Hand zu nehmen.

Nicht lange mehr und alle Zecher fingen an zu gähnen; ihre Unterhaltung ward einsilbig. Der Eine nach dem Andern ließ den Kopf hängen und schlief ein.

Der Söldner, dessen Reihe gekommen war, Schildwacht zu halten, nahm die Lanze zur Hand, um sich auf seinen Posten zu stellen. Da alle anderen aber schon schliefen, hielt auch er es für zuträglicher, ihrem Beispiele zu folgen.

Paris wollte sich überzeugen, ob der Schlaf sich Aller bemächtigt habe, und rüttelte sie daher.

„Nichts ist im Stande,“ sagte der Nubier, „auch nur Einen zu erwecken. Es wird schon längst Tag geworden sein, und sie werden noch fortschlafen. Die Substanz, die ich dem Wein beigemischt habe, verbürgt es.“

„Dann laß uns erst alle Ueberbleibsel des Mahles aufräumen und fortschaffen,“ bemerkte Paris, „damit sie Nichts bei'm Erwachen finden, und wähnen geträumt zu haben.“

„Das Aufräumen und Fortschaffen liegt uns sehr

nahe, entgegnete der Nubier. Wir werfen alle Ueberreste in's leere Grab."

Unterdessen hatte Paris die andern Sclaven rufen lassen, um ohne Zeitverlust Hand an's Werk zu legen. Aber ein neues ganz unvorhergesehenes Hinderniß schien ihm entgegen zu treten. Noch bevor man wirklich zur Arbeit schreiten konnte, fuhren alle Sclaven erschreckt zurück. Ein menschliches Wesen sprang, wie es schien, rasch aus dem Grabe hervor.

Selbst Paris blieb für einige Augenblicke wie versteinert. Beim Schein der Fackeln, die bei den schlafenden Prätorianern brannten, gelang es ihm aber bald, die jüngste der Vestalinnen, die kleine Fabiola, zu erkennen.

Flehend bat sie, man möchte sie doch ja nicht bei ihrem Vorhaben stören, und fing sogleich wieder an, das Graben mit ihrem kleinen Eisen fortzusetzen.

Paris mußte sich überzeugen, daß die Kleine nicht bei Sinnen sei. Wie sehr die in Geisteszerrüttung ausgeartete Liebe des jungen Mädchens für die geopferte Freundin den ehemaligen Gladiator aber auch rühren mußte, erschien doch das Mädchen selbst als ein schwer zu beseitigendes Hinderniß. Bei dem Geisteszustande des Kindes hätte er es unmöglich wagen dür-

fen, dasselbe in ein Geheimniß einzuweihen, von dessen strengster Aufbewahrung das Leben so vieler Menschen abhängen müsse. Was nun aber mit der Kleinen hier anfangen, die als Vestalin am folgenden Morgen mit aller nur denkbaren Sorgfalt werde aufgesucht werden? Kein sichereres Mittel vielleicht, als sie zu überreden, von selbst wieder nach dem Vestatempel zurückzukehren.

„Kehr zum Tempel heim," sagte er ihr freundlich, „und laß es meine Sorge sein, an Cornelia's Rettung zu denken."

„Auch Du hast die Absicht, sie zu retten?" rief das Kind freudig aus. Mögen die Götter Dir beistehen in Deinem Unternehmen!" Dann den Gladiator beim Arm fassend, fuhr sie hastig fort: „Aber spute Dich! Die Zeit eilt rasch vorüber, und meine arme Cornelia leidet schrecklich in ihrem feuchten Grabe!"

„Fang Du nur zuerst damit an, recht eiligst zum Tempel zurückzukehren; auch ich werde dann rüstig an der Rettung arbeiten."

„Ich zum Tempel zurückkehren, und ohne Cornelia? Niemals! Kaum mit Cornelia vermöchte ich dies! Dir ist es nicht bewußt, wie ich es angefangen habe, mich von dem verhaßten Vestatempel zu entfernen: Man hatte mir anbefohlen, mein Zimmer nicht zu

verlassen. Gewiß, um auch mich in ein schwarzes düsteres Grab zu begraben, wo ich dann vor Kälte und Furcht hätte sterben müssen. Ich habe aber Alle zu täuschen verstanden. Während die anderen Vestalinnen glaubten ich sei krank, stellte ich mich, als schlafe ich, und beim Einbruch der Nacht hab ich mir dieses Kleid meiner Dienerin über mein Vestalinnenkleid gezogen. So ist es mir gelungen, die Regia heimlich zu verlassen. Hier will ich Cornelia erst abholen und dann mit ihr weit, sehr weit von hier fortfliehen."

Obgleich vom Irrsinn des Mädchens überzeugt, hörte Paris nicht auf, es zur Rückkehr nach dem Tempel zu überreden. Vergebens. Es fing wieder mit seinem Eisen an zu graben.

„Ich bitte Dich flehentlichst," fuhr die Kleine mit kindlicher Gemüthlichkeit fort, „schick mich nicht fort. Ich verspreche Dir, mich ruhig zu verhalten. Auch will ich Dir fleißig zur Hand gehen, und wenn ich's nicht recht anzufangen verstehe, dann magst Du mich schelten ... Aber horch! ... Auch Cornelia will es, daß ich hier bleibe."

Was hätte ferneres Ueberreden helfen können? Und Gewalt anzuwenden, war weder rathsam, noch hätte solche der Absicht des Gladiators der zärtlichsten Freun-

din der unglücklichen Cornelia gegenüber entsprechen können. Ohne weiteren Zeitverlust ließ er also zur Arbeit schreiten. Andere Sclaven hatten unterdessen auch die benöthigten Hebebäume und andere Werkzeuge zur Beseitigung der großen Steinmasse herbeigeschleppt.

Und Cornelia? Seit sie ihr Grab betreten, saß sie hingekauert auf dem Stein, den man ihr als Sessel bestimmt hatte. Nur von Zeit zu Zeit hatte sie den verzweifelten Blick nach der festverschlossenen Oeffnung aufgeschlagen.

Anfangs laut jammernd und heiße Thränen weinend, hatten Jammern und Winseln schon lange aufgehört; auch schien ihr Thränenstrom schon lange versiegt zu sein. Endlich bemächtigte sich ihrer ein lethargischer Schlummer.

Sie mußte lange geschlafen haben, denn das an und für sich schon matte Licht ihrer Lampe war beim sichtbaren Abnehmen der Nahrung nur immer noch matter geworden, und beleuchtete kaum noch das bleiche Antlitz der Jungfrau, deren schönes Haar ihr in Unordnung um's Haupt und über Brust und Schultern hing.

Tief seufzend suchte sie ihre unbequeme Stellung zu verändern und strich dann mit beiden Händen sich

ihr Haar vom Antlitz. Sie athmete schwer; es schien ihr, als mangele ihrer Brust die Luft. Zugleich fühlte sie sich von heißem Durst geplagt. Die Amphora, die neben ihr stand, zur Hand nehmend, schlürfte sie begierig den letzten Ueberrest an Wasser aus derselben.

„Mein Wasservorrath ist aufgezehrt!" winselte sie ängstlich. „Vor Durst also muß ich sterben! ... Kein Tropfen Wassers ist mir geblieben, um meine brennenden Lippen abzukühlen! . . . Es ist grausam! Und doch hat Rom einen so großen Ueberfluß an Wasser! Die Tyrannen haben mir nur kärglich gerade Dasjenige zugemessen, was die Natur meiner Vaterstadt so reichlich verliehen hat!" ... Dann griff sie wieder zur Amphora, um mit der Zunge die noch feuchten Scherben des Gefäßes, das sie zerbrach, zu lecken.

Bald schlummerte sie wieder ein und träumte von der prächtigen Fontaine und deren klaren Wasserbecken vor dem Vestatempel. Ihr Schlummer war jedoch von nur ganz kurzer Dauer. Beim Erwachen fiel ihr Blick auf das noch unangerührte Brod. „Morgen wird auch dies aufgezehrt sein," bemerkte sie bitter, „wenn sonst der brennende Durst den Hunger kann aufkommen lassen. . . . Ich vergehe dann vor Hunger und Durst in grausiger Finsterniß. . . . Die

Göttin hat meinem heißen Flehen ihr Ohr verschlossen.... Während ich hier furchtbare Qual leide, schwelgt der Tyrann im Ueberfluß aller Genüsse! Wäre es mir doch nur vergönnt gewesen, einen Dolch in sein schändliches Herz zu stoßen, das noch nie der menschlichen Gefühle fähig war! ... Auch Du, Mutter, hast mich verlassen! Warum denn hat Dein Schatten nicht meine Unschuld laut verkündigt?... Mutter, Mutter, warum hast Du mich verlassen? Wie namenlos habe ich Dich nicht geliebt! ... Und wie unendlich glücklich war ich nicht, als ich noch als Kind an Deiner Brust schlummerte! ... Warum hast Du aber den Cultus der Götter Deiner Väter verlassen? Dies haben die Götter an Deiner unschuldigen Tochter rächen wollen! ... Du hast es vorgezogen, eine Gottheit anzubeten, die, wie man sagt, es vorschreibt, auch für Feinde und Unterdrücker zu bitten, und so betest Du vielleicht für Domitian. Wenn Deine Gottheit aber huldvoll gegen Schuldige sein soll, weshalb hast Du nicht für Deine Tochter zu ihr gefleht, die doch unschuldig ist? ..."

Von Neuem verstummte sie. Ihr verwirrter Blick schien dafür zu zeugen, daß sie dem Wahnsinne nahe sei. ... Längere Zeit verharrte sie in einem Zustande

des düstern Hinstarrens. Dann wieder zu sich kommend, warf sie einen Blick auf ihre Lampe, die nahe daran war zu verlöschen. Ein so grausiger Angstschrei, als man kaum wähnen sollte, daß er sich einer weiblichen Brust zu entwinden vermöchte, ertönte in der Gruft. Mit zitternder Hand die Lampe ergreifend, mußte sie sich nur zu sehr überzeugen, daß kein Oel mehr auf derselben vorhanden war.

Neues Schluchzen bemächtigte sich ihrer und in furchtbarer Verzweiflung rief sie aus:

Die dichte Finsterniß muß mir grausiger vorkommen, als der Tod selbst! . . . Mutter, Mutter, ist in Deiner Brust denn gar kein Mitleid für Deine unglückliche Tochter geblieben? Siehst Du meinen grausamen Todeskampf nicht? Mutter, Mutter, mir mangelt's an Licht! . . . Mutter, fleh' zu Deinem Gott für Deine verlassene Tochter! . . ."

Nahe am Wahnsinn starrte die Unglückliche die immer mehr erlöschende Lampe an. Noch einmal flammte deren Licht hell auf, um das öde Grab zum letztenmale zu erleuchten. Dann ein leises Knistern und eine Verkohlung war nur noch am Ende des Dochtes geblieben, die aber auch in einigen Augenblicken schon erlosch. Ein neuer, noch furchtbarerer,

noch verzweifelterer Angstschrei entwand sich der Brust der so grausam Gequälten, die lang ausgestreckt bewußtlos auf den Boden niedersank.

Lange mochte sie in diesem Zustand schon gelegen haben, als es ihr schien, sie habe ein Geräusch vernommen. Dies mußte sie wieder einigermaßen zur Besinnung bringen. Aber sie hatte sich vielleicht nur getäuscht, denn wie sehr sie auch aufhorchte, nichts, gar nichts war sie im Stande zu vernehmen.

„Das Athmen fällt mir unendlich schwer,“ rief sie bald wieder aus. „Luft, Luft! Ich ersticke! ... Mutter, nur ein wenig Luft! Mutter, ich ersticke, Du bist grausam, Mutter. Der Gott, den Du angebetet hast, ist ebenfalls grausam, ist unerbittlich!“

Und von Neuem vernahm sie Geräusch. Diesmal aber war es nicht Täuschung, war nicht Fiebertraum, sondern war reelle Wahrheit. Das Pochen ward immer heftiger. Ja sogar im Innern der Gruft bröckelten Erde und Tuffsteinstücke von den Wänden ab und berührten sie. — Ein Lufthauch von oben her drang ein. Jetzt erst wagte sie es, ihre Augen zu öffnen, die sie bisher der Finsterniß halber dicht verschlossen gehalten hatte, und ihr wonnetrunkener Blick schaute durch die kleine Spalte, die der Deckstein be-

reits geöffnet hatte, am Himmelsgewölbe einen hell-glänzenden Stern. Taumelnd vor übergroßer Freude lehnte sie sich erst an die Wand ihrer Gruft an, um dann besinnungslos zu Boden zu sinken.

Noch einige Minuten, und die Steinmasse hatte eine Oeffnung freigelassen, weit genug, daß Paris ins Grab zu schlüpfen vermochte.

„Sie ist todt!“ schrie er in grausamer Verzweiflung. „Wir sind zu spät gekommen.“

„Schaff' sie nur erst ans Tageslicht,“ bemerkte kaltblütig der Nubier, „und verlier' den Muth nicht vor der Zeit!“

Bald hatte man sie auch wirklich aus dem Grabe wieder hervorgeholt. Die kleine Fabiola bedeckte das bleiche Antlitz der Freundin mit Küssen und mit Thränen, während der ehemalige Gladiator in stummer Verzweiflung die Hände rang.

Der Nubier übrigens hatte sich sehr bald überzeugt, daß es sich hier nur um eine Ohnmacht handle. Da das ganze Unternehmen aber, das bisher den glücklichsten Erfolg gehabt hatte, von der größtmöglichsten Eile abhängen mußte, ließ er sich angelegen sein, Paris von seiner Wahrnehmung zu versichern, um ihn zu-

gleich zu ermahnen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Bald waren alle Ueberreste des Mahles der Prätorianer und auch ihr Tischgeschirr ins leere Grab geworfen, das dann mit der größten Sorgfalt ganz so wieder verschlossen ward, als es von den Priestern war feierlich verschlossen worden.

Eine Sänfte stand schon in Bereitschaft. Zugleich mit der immer noch bewußtlosen Cornelia, die Paris sanft in die Sänfte setzte, ließ er auch die kleine Fabiola dieselbe besteigen, um dann mit dem Nubier das Trägergeschäft zu übernehmen, und beide nach dem Hause des greisen Senators hinzutragen, der menschenfreundlich dasselbe als sichere Zufluchtsstätte angeboten hatte. Den Christensclaven aber war es überlassen, für Fortschaffung der Werkzeuge zu sorgen., die zum Oeffnen und Wiederverschließen der Gruft hatten dienen müssen.

Zwanzigstes Capitel.

Der alte Senator.

Noch bevor Cornelia wieder aus ihrem Grabe hervorging, saß der alte Senator beim Schein einer Lampe im Tabularum seines palastartigen Hauses an einem großen Porphyrtisch, mit Aufmerksamkeit einige Pergamentrollen betrachtend.

„Nein," rief er endlich aus, „mit Verschwörern mag ich nichts gemein haben! ... Zwar ist Rom der Tyrannei eines wahnsinnigen Despoten schon längst überdrüssig, und Ereignisse, die neue Bürgerkriege in Aussicht stellen, dürften kaum zu vermeiden sein. Ich meinerseits will aber nicht dazu beitragen, damit die Söhne des gemeinschaftlichen Vaterlandes sich gegenseitig erwürgen ... Leider indessen kommt es mir

vor, als seien dem ungeheueren Coloß, der das römische Reich darstellt, und der die halbe Welt umfaßt, die Füße bereits von Würmern zernagt, und er fange schon zu wanken an. Was ist auch der Senat noch anders, als eine Versammlung von Männern ohne Thatkraft, ohne Vaterlandsliebe und ohne Treue und Glauben? Und der Ritterstand? Elende Feiglinge vermag er nur noch aufzuweisen, die sich tief vor dem Tyrannen in den Staub werfen. Das Volk ist unterdrückt, niederträchtige Corruption aber und scheußliches Sittenverderbniß tragen überall die glänzendsten Siege davon. Doch welche Siege sind dies? Sie gleichen dem Siege des Gladiators, der seinen Gegner zwar erschlagen hat, aber zugleich so furchtbar von ihm verwundet worden ist, daß sein Leichnam über den Leichnam des Zuersterschlagenen hinsinkt ... Wer wagt es, die alte Wahrheit in Abrede zu stellen, daß Reiche, welche die Corruption zur Unterlage haben, in sich selbst zusammensinken müssen, ohne der Nachwelt eine andere Erinnerung als die ihres schmählichen Falles hinterlassen zu haben! ... Meine Freunde sind so wohlmeinend gegen mich, daß sie mich für weit mehr ansehen, als ich wirklich bin ... Kaum aus dem Exil heimgekehrt, wo ich mehrere Jahre unschuldig schmachten

mußte, finde ich gar kein Behagen daran, mich durch wirkliche Schuld zu besudeln. Domitian ist nun zwar ein gar schlechter Herrscher, doch er ist Herrscher, und als solcher muß er mir heilig sein. Seine Schlechtigkeit, seine Niederträchtigkeit und seine Verworfenheit möge er selbst vor den Göttern verantworten. Lieben kann ich ihn aber nicht, wie ich ihn liebte, als er noch jünger war, und ich mir angelegen sein ließ, ihn auf den Weg des Guten und des Rechtes zu geleiten ... Noch jetzt versuchen zu wollen, ihn zum Besseren zu führen, würde ganz unnütz erscheinen. Er ist zu sehr in allen Lastern ergraut. — Ergraut? Nun ja, ist doch mein Haupt unterdessen schon ganz weiß geworden ... Fast thut es mir leid, den ruhigen Aufenthalt in Taranto verlassen zu haben. Ich befand mich dort so glücklich! Aber wozu denke ich an Taranto? Liegt Narni mir nicht weit näher, Narni, die theure Geburtsstadt, wo meine mir so angenehme Villa meiner schon seit vielen Jahren vergeblich wartet? Ja, bald, sehr bald, holde Negra, hoffe ich wieder Dein Rauschen zu vernehmen, dort, wo du dich durch die enge Thalschlucht drängst, um mein Auge auch in alten Tagen noch an deinen schäumenden Fluthen zu weiden!"

Dann fing er wieder an zu lesen. Aber wie es

schien, ohne großes Behagen daran zu finden. Bald nämlich sprang er heftig von seinem Sessel auf.

„Da hatte ich die arme Cornelia, die Tochter meines lieben alten Freundes, ja so ganz und gar vergessen! ... Ich habe ihr mein Haus als Zufluchtsstätte anbieten lassen, was gewiß ein sehr unüberlegtes Anerbieten ist. Sei es! Sie ist die Tochter eines treuen Freundes, die meiner Hülfe dringendst bedarf. Dies ist hinreichend. Aber was mit ihr anfangen? — Armes Kind! Für die Welt mußt du leider todt, und dein Name muß auch gebrandmarkt bleiben, weil es unmöglich ist, die öffentliche Meinung von deiner Unschuld zu überzeugen ... Es ist spät ... Mit jedem Augenblick kann sie hier anlangen. Und dann? Meine Sclaven dürfen sie keinenfalls sehen .... Dann nach der Thür gehend rief er halblaut:

„Cesonius."

Und ein greiser Freigelassener erschien.

„Sag mir, Freund Cesonius, haben alle Sclaven sich schon zur Ruhe begeben?"

„Noch nicht alle, Senator."

„Sorge dafür, daß sie sofort sich in ihre Zellen begeben, Du aber kannst ihrem Beispiele leider nicht folgen. Es ist nothwendig, daß Du ganz allein im

Atrium verweilest. Wenn irgend Jemand spät in der Nacht noch anlangt, dann rufe mich."

„Ein jeder Deiner Befehle soll strenge Vollziehung finden," gab der greise Freigelassene dem greisen Herrn zur Antwort, der sich aber mehr als alter Freund gegen denselben betrug. Dann fragte er noch:

„Sag, Cesonius, hat man mit Einbruch der Nacht nach mir geforscht?"

„Gewiß. Deinen Befehlen gemäß habe ich gesagt, Du seiest außer dem Hause."

„Es thut mir leid, mich vor allen Freunden verleugnen zu lassen, und wahrhaft doppelt leid, weil einige derselben einst unter meiner Anführung tapfer gekämpft haben. Dir ist es nicht fremd, was man von mir fordert. Du weißt Alles, was bei mir vorgeht. Sind wir nicht Freunde von unsrer gemeinschaftlichen Kindheit an? Du, der Sohn eines Sclaven meines Vaters, ward'st bald mein Freigelassener, und seit jener Zeit her hast Du nie aufhören wollen, mir treue Sclavendienste zu leisten."

„Hast Du, Senator, es denn jemals mich fühlen lassen, daß ich Dein Diener war?" gab gerührt der Alte zur Antwort, „oder hast Du nicht vielmehr mich immer wie einen alten Jugendfreund behandelt? Und

als solcher wähne ich auch ein Recht zu besitzen, Dir offen zu sagen, daß es nur von Dir abhängt, Rom's Wohlfahrt neu zu begründen.

„Schweig, Cesonius. Du kennst mich besser, als irgend ein anderer Sterblicher, und bist mit mir überzeugt, daß es weit besser ist, mit ruhigem Gewissen in dunkler Zurückgezogenheit zu leben, als auf Kosten eines Verbrechens sich von allem Erdenglanz umgeben zu sehen. Der öffentlichen Wohlfahrt opfere ich gern die häusliche Ruhe, und meine anspruchslose Lebensweise, niemals aber kann ich im Stande sein, ihm meinen guten Ruf zu opfern. Ich kenne die Denkweise der Menschen. Diejenigen, die mich zu ihrem Zwecke auszubeuten wünschen, würden kein Bedenken tragen, meine Verdienste bis zu den Sternen zu erheben, auch wenn ich ein Schurke wäre, um zu seiner Zeit mich wieder in den Koth zu zertreten, wenn sie nämlich mich eines Verbrechens überführen könnten."

„Auch Petronius Secundus war zugleich mit Deinen anderen Verehrern hier, und deutlich vermochte ich ihm den Mißmuth anzusehen, nicht mit Dir haben sprechen zu können."

„Petronius Secundus, der Commandirende der Prätorianischen Leibwache, haßt den Kaiser furchtbar,

wie sehr sonst die Prätorianer Domitian auch zugethan sind. Domitian übt mit Erfolg die Kunst, sich das Wohlwollen seiner Garden durch reiche Spenden zu erkaufen .... Aber geh, Freund Cesonius, mach, daß alle Sclaven, Dich allein davon ausgenommen, da Du doch nun einmal mit Gewalt Sclav sein willst, sich zur Ruhe begeben. Auch ich bedarf der Ruhe, aber nicht um zu schlafen, sondern um an unsre stille Zurückgezogenheit in Taranto, oder an die, der wir uns in Narni erfreuen werden, zu denken.

Nachdem der Senator allein geblieben war, fing er wieder an zu lesen. Dann die vor ihm stehende Sanduhr starr anschauend, als wolle er die ablaufenden Sandkörnchen zählen, war es ihm anzusehen, daß der Schlaf anfing ihn zu belästigen. Und bald schlummerte er auch wirklich ein.

Längere Zeit schlief er in sitzender Stellung, als er aber erwachte, sprang er rasch auf, um im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Es ist schon spät," sagte er. „Wie es scheint, dürfte das Vorhaben mißlungen sein. Es thut mir leid um die liebe Cornelia. Armes Kind! wer hätte sich damals so etwas träumen lassen! Morgen werden wir das Nähere erfahren."

Schon war er im Begriff, sich in sein Schlafgemach zu begeben, als es ihm vorkam, als vernehme er vom Atrium her ein leises Geräusch. Bald darauf trat Cesonius auch in's Zimmer.

„Sie sind angelangt," sagte er leise.

„Wie viele sind's?"

„Vier. Zwei Sclaven, die eine Sänfte trugen, aus der zwei Weiber ausgestiegen sind."

„Zwei? Sonderbar! Doch führe sie her!"

Während der Freigelassene fortging, murmelte der Senator leise:

„Zwei? Ward Cornelia vielleicht in Gesellschaft begraben? Von Domitian übrigens ist Alles zu erwarten!"

Einige Augenblicke später trat die lebendig begrabene Vestalin, sich auf ihre jugendliche Freundin stützend, bei dem Senator ein. Paris folgte in ehrerbietiger Entfernung.

Cornelia war leichenblaß und schwankte; nur mit Mühe schien sie sich aufrecht zu halten. Das Grab mit allen seinen Schrecknissen kam ihr wie ein furchtbar grausiger Traum vor. Erst in der Tragsänfte war sie wieder zum Bewußtsein gelangt. Was Fabiola anbelangte, hatten die Rettung und das Wiederfinden

der so heißgeliebten Freundin ihre Geisteszerrüttung vollkommen wieder geheilt. Sie war froh und guter Dinge, ohne sich darum zu kümmern, durch welche Veranlassung sie es denn wirklich sei. Nicht so Cornelia, die sich in einer Art von Betäubung befand, die sie unfähig machte nachzudenken. Ueberdies fühlte sie sich auch moralisch und physisch in einem so hohen Grade angegriffen, daß ihr die Kraft zum Nachdenken ebenso mangelte, wie der Hang zum Sprechen. Als sie jedoch die ehrwürdige Gestalt des alten Senators erblickte, der so liebevoll sie anschaute, erst dann war es ihr, als beginne es in ihrem Geiste zu dämmern. Sich mit der Hand über Augen und Stirn streichend, fragte sie mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Wo bin ich? Bist Du es, edler Mann, der mich aus der schauderhaften Gruft erlöset und wieder in die Mitte der Lebenden hinversetzt hat?"

„Verhalte Dich ruhig, unglückliche Tochter meines edlen Freundes. Denke an nichts als an Dich selbst. Du hast sehr vieles leiden müssen. Erst erhole Dich wieder, und dann laß uns sprechen." Dies sagend führte er sie auf jenen bequemen Sitz, den er so eben verlassen hatte.

Paris war bescheiden an der Thür stehen geblieben.

Er fühlte sich namenlos glücklich. Es war ihm ja gelungen, die Heißgeliebte zu retten. Stumm suchte er also sein dankbares Gemüth zum Throne des Allbarmherzigen zu erheben. —

Die Vestalin ihrerseits ließ ihr mattes Haupt auf die Brust niederhängen und war nahe daran, einer neuen Ohnmacht zu unterliegen. Der Senator, der der Meinung war, sie ließe das schöne Haupt aus Schamgefühl hängen, näherte sich ihr und die Hand ihr sanft auf's Haupt legend sagte er:

„Sei guter Dinge, Tochter meines edlen Freundes. Die Verworfenheit der Menschen darf Dich nicht erröthen lassen. Die Schande der Verleumdung trifft immer den Verleumder selbst."

Cornelia ergriff die Hand des Greises, die sie dankbar an ihre Lippen drückte. Dann fragte sie wiederholt:

„Du hast mich aus dem Grabe errettet?"

„Nein, ich keinesweges. Nur eine ganz untergeordnete Rolle habe ich bei Deiner Rettung übernehmen können. Dort aber steht der Edle, der Alles gewagt hat. Er hat seine Freiheit verkaufen wollen, um Dich aus dem Grabe zu befreien, und jetzt hält er sich ganz im Hintergrunde, um sich Deines Dankes zu entziehen."

Paris zitterte am ganzen Leibe. Furchtbar hatten ihn die Worte des Senators ergriffen. Nur an die marmornen Thürpfosten sich anlehnend, vermochte er sich aufrecht zu erhalten.

Cornelia wandte das Haupt nach der vom Senator bezeichneten Richtung. Da Paris aber im Schatten stand, war es ihr unmöglich, ihn zu unterscheiden. Um ihn wirklich zu sehen, war sie im Begriff, sich von ihrem Sitze zu erheben, als sie aus Mattigkeit wieder auf denselben zurückfiel.

„Tritt Du herbei,“ bemerkte der Senator, „damit Deine Gerettete mindestens Dich zu schauen vermag.“

Furchtsam und schüchtern suchte Paris sich zu nähern. Als die Vestalin ihn aber ansichtig ward, schrie sie laut auf:

„Wer bist Du, wenn Du nicht eine Gottheit bist?“

Sie hatte in ihm die nächtliche Erscheinung im Tempel wieder erkannt.

„Nur ein armer Sclav bin ich, den Du einst von Geißelhieben mitleidig befreit hast. Damals war ich Gladiator, heute bin ich der Freigelassene eines edlen Patriziers.“

Während dieser seiner Antwort hatte Paris keines=

weges den Muth gehabt, die Vestalin anzuschauen, sondern hielt seine Blicke auf dem Boden gefesselt.

Erstaunt betrachtete Cornelia den schönen Gladiator mit dem goldblonden lockigten Haar. Dann ihm die Hand reichend, fuhr sie gerührt fort:

„Wer Du auch immer sein magst, dies gilt mir ganz gleich. Du hast mich gerettet, was meine ganze Dankbarkeit in Anspruch nehmen muß, die Dir auszudrücken es mir aber an Worten fehlt.“

Paris war wie betäubt. Seine Hand zitterte in der Hand der Vestalin, die ihm jetzt mehr als jemals als eine Gottheit erschien. Sein Herz pochte in mächtigen Schlägen. Er fühlte sich unendlich glücklich. Die Leiden einer langen Sclaverei und die Qual einer thörichten, einer hoffnungslosen Liebe erschienen ihm mit einemmale vergessen. Dieser Augenblick war ihm Ersatz für alles Erlittene. Nichts mehr blieb ihm, was seine so höchst bescheidenen Wünsche anbelangte, zu wünschen und zu verlangen übrig.

Der alte Senator schaute beide junge Leute mit Aufmerksamkeit an und verzog dabei ein wenig die Stirn. Zugleich richtete er sich an Cornelia.

„Du bedarfst der Ruhe, meine Tochter, erlaub' mir, Dich so nennen zu dürfen, zum Andenken an

Deinen edlen Vater. Folge mir, ich will Dich in Dein Zimmer führen. Leid thut es mir nur, Dir keine weibliche Dienerschaft anbieten zu können, weil nur Männer in meinem Hause anzutreffen sind. Es scheint aber, Paris habe dies vorausgesehen, und hat daher für weibliche Bedienung gesorgt."

Dies sagend betrachtete der Alte zum erstenmale Fabiola, die sich bisher ganz ruhig verhalten hatte. Da sie das dunkle Tuch, mit welchem sie die Vestalinnenbenda zu verdecken wußte, wahrscheinlich in der Sänfte verloren hatte, und das erborgte dunkle Oberkleid das Vestalinnenkleid nicht hinreichend zu verbergen vermochte, rief der Senator aus:

„Wirklich zwei Vestalinnen also wurden lebendig begraben! Dies thut mir leid! Denn nur der Tochter eines alten Freundes habe ich eine gastliche Zufluchtsstätte anzubieten beabsichtigt."

Kaum hatte Fabiola diese Worte vernommen, deren wirklicher Sinn ihr klar genug erschien, als sie sich eng an ihre Freundin anzuklammern suchte. Sie befürchtete, man sei gewillt, sie wieder zum Tempel zurückzuführen.

Paris erzählte nunmehr die Scene am Grabe.

„Sei dem, wie ihm wolle," entgegnete ernst der

Senator. „Die Jungfrau muß jedenfalls zum Tempel zurückkehren. Zwar nehme ich es mit dem Vestacultus nicht so gar genau, zugeben aber darf ich niemals, daß eine Priesterin sich demselben entziehe und ich noch obenein dazu mithelfe."

Die ernsten Worte des alten Patriziers machten die Kleine zittern.

„Bei allen Göttern," rief sie aus, „edler Senator, sende mich nicht in die Regia oder in den Vestatempel zurück! Laß mich lieber erschlagen! Gern sterbe ich hier in Deinem Hause. . . . Was soll ich auch im Vestatempel machen? Hat der Kaiser sich nicht heimlich dort eingeschlichen, und hat nicht etwa eine unserer Dienerinnen es gesehen, daß er mit den Füßen das heilige Feuer ausgetreten hat, um dann die arme Cornelia anzuklagen? — Auch mit den andern Vestalinnen mag ich nicht mehr zusammen leben. Alle sind von der Unschuld meiner Cornelia überzeugt, und doch haben alle feig geschwiegen und zugegeben, daß man die Unschuldige begrabe! Nein, mit Vestalinnen mag ich nichts mehr gemein haben."

„Kaum aber wird der Morgen angebrochen sein und die Priester sowohl als Deine Familie werden Dich schon überall aufsuchen lassen. Mit Cornelia ist

es ganz etwas anderes, um die kümmert sich Niemand mehr, weil man sie im Grabe weiß. — Kehre also zum Tempel zurück."

„Die Priester werden mich für todt halten, und meine Familie? Nun, die wird sich schwerlich jemals um mich kümmern. Meine Mutter ist todt, und mein Vater, der Präfect von Pannonien ist, hat eine andere Gattin genommen, und ist zu weit von Rom entfernt, um nach mir forschen zu lassen. Ich habe Niemanden auf der ganzen Erde, der mich so liebt als Cornelia. Keinem wird es gelingen, mich lebend zum zweitenmale von ihr zu reißen!"

Die Furcht, von Cornelia getrennt zu werden und zum Vestatempel zurückkehren zu müssen, hatte auf ihre Geisteskräfte eine Rückwirkung ausgeübt. Sie riß sich die Vestalinnenbenda ab und warf den weiten Mantel weit von sich. Laut schluchzend rief sie dann aus:

„Niemals werde ich mehr diese verwünschten Abzeichen anlegen!" Dann sich Cornelia zu Füßen werfend und ihre Kniee umklammernd, jammerte sie:

„Du bist meine Schwester und bist meine Mutter, bitte auch Du, daß man mich nicht von Dir trenne. Bitte, bitte für Deine arme unglückliche Fabiola!" Und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

„Trennt uns nicht!“ flehte Cornelia weinend, erst den Gladiator und dann den Senator anschauend.

Auch Paris, dem ein jeder Wink der Vestalin als strengster Befehl galt, wandte sich an den Senator.

„Habe Mitleid mit der Kleinen,“ bat er, „ihre Geisteskräfte haben sehr gelitten!“ Dann bemerkte er zugleich aber auch, daß ihre Rückkehr zu den andern Vestalinnen Alles verrathen könne.

Und diese Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Senator besaß ein sehr edles Herz; zugleich war er aber auch furchtsam, was gewiß eine Folge seines Alters war. Die Thränen der beiden Jungfrauen hatten ihn erweicht, und die Furcht, daß seine Theilnahme an dem verübten Grabesraub ruchbar werden könne, hatte dann den Ausschlag geben müssen.

„Der Rest der Nacht wird Rath bringen,“ sagte er beruhigend. „Für jetzt begebt Euch zur Ruhe. Physisch und moralisch bedürft Ihr beide derselben. Nur ärmlich ist die Gastfreundschaft, die ich Euch darzubieten vermag. Gern aber stelle ich Alles zu Eurem Gebote.“

Dann führte er Cornelia, die seiner Stütze wirklich bedurfte, an seinem Arm in das für beide Jungfrauen bestimmte Gemach, und gab seinem alten

Vertrauten Cesonius den Auftrag, für Beider Erfrischung zu sorgen. Hierauf kehrte er zum Gladiator zurück.

„Das halsstarrige Kind bringt mich in Verlegenheit," fuhr er fort. „In die Regia sie wieder zurückzuführen ist unmöglich. Was aber mit ihr anfangen? Oder richtiger gesagt, was mit Beiden anfangen? Für längere Zeit können sie unmöglich bei mir bleiben! Auch wenn man sie nicht wiedererkennen sollte. Was würde man von mir sagen?" . . .

„Was Cornelia anbelangt, edler Senator, weiß ich ein sicheres Asyl, wo ich sie hinführen kann."

„Du sie hinführen? Bist Du wahnsinnig geworden? Nun dies fehlte auch noch!"

Dann raschen Schrittes im Zimmer auf und ab laufend, murmelte er leise: „Er ist schön wie Apoll, und Cornelia verschuldet ihm das Leben! . . . Nein, nein! . . . Ich wär' ein rasender Thor zu nennen, wenn ich dies zugeben könnte. . . . Du sprichst von einem Asyl," fuhr er bald darauf laut fort. „Darf ich wissen, in welches Asyl Du die Tochter meines Freundes zu führen gedenkst?"

„Bei einer frommen Dame bin ich sicher, sie anständig unterzubringen."

„Wer ist die Dame? Ihren Namen wünsch' ich zu wissen?"

„Sie ist Christin."

„Nach ihrer Religion forsche ich nicht, sondern nach ihrem Namen habe ich gefragt. Du schweigst. Hältst Du mich etwa für einen Delator?"

Noch zögerte Paris. Von der Bewahrung des Geheimnisses hing ja das Leben so vieler Christen ab. Dann dachte er aber, daß ein Mann, der so edel gegen die Vestalin handle, unmöglich ein Verräther sein könne.

„Tulliola heißt sie," entgegnete er, „sie ist die Wittwe des verstorbenen Senators Marcus Tullius."

„Marcus Tullius war mein Freund, auch die edle Tulliola kenne ich seit vielen Jahren. Schon gut. Geh'-zu ihr und sag' ihr, ich ließe sie bitten, beim Einbruche der nächsten Nacht eine vertraute Person weiblichen Geschlechts zu mir zu senden, der ich die beiden Jungfrauen anvertrauen kann. Jetzt aber laß mich. Ich bedarf der Ruhe."

Paris entfernte sich. Ohne daß es jedoch der Senator bemerkte, nahm er den Mantel und die Benda der Vestalin mit sich. Der Nubier erwartete seiner noch immer im Atrium des Senators. Während er

nun den Schwarzen heim in die Viminalischen Gärten des gemeinschaftlichen Herrn sandte, setzte er selbst seinen Weg nach dem Römischen Forum und von hier über das Velabrum bis zur Palatinischen Brücke fort.

Die Nacht war kühl, oder vielmehr schon kalt, und die Sterne fingen nach und nach an vor der Morgenröthe zu erbleichen. Aber noch ließ sich kein menschliches Wesen auf der Straße erblicken.

Gerade an der Stelle der Brücke, wo sein Faustschlag vor nicht gar langer Frist den Günstling des Kaisers zu Boden gestreckt hatte, blieb er stehen, um unter seiner Penulla die Venda und den Mantel der Vestalin hervorzuziehen. Erstere dicht neben dem Geländer der Brücke niederlegend, warf er letztere auf einen wilden Feigenstrauch, der aus der Spalte eines Brückenpfeilers aufgewachsen war.

„Ruh' in Frieden im nassen Bette der Tiber, holde Fabiola!" rief er aus. Die Welt mag Dich dort unten wähnen! Derjenige aber, der die Blumen auf dem Felde kleidet, und sich der jungen Raben, die ihn anrufen, annimmt, wird auch für Dich zu sorgen wissen!"

Raschen Schrittes setzte er dann seinen Weg nach

der Porta Capena und weiter nach der Villa an der Appischen Heerstraße fort.

Es war heller Tag. Folglich war er sicher, daß Sextus zu seiner Sicherheit schon in die Cementgrube zurückgekehrt sein müsse.

Kaum in der Tiefe angelangt, ward er schon im ersten unterirdischen Gange ein Licht ansichtig. Auf dasselbe zugehend, vernahm er bald die Stimme des Patriziers Sextus.

„Sei mir willkommen!“ rief er ihm entgegen. „Ich befürchtete schon, Dich niemals wieder zu sehen. Und Cornelia? Kaum habe ich den Muth zu fragen.“

„Alles ist glücklich von Statten gegangen. Gottes Beistand hat uns das Unglaubliche vollbringen lassen. Sein heiliger Name sei gepriesen!“

Unter Dankesthränen drückte Sextus seinen Freigelassenen an seine Brust.

„Wozu des Dankes? Finde ich denn den größten Lohn nicht schon in der Handlung selbst?“

Hierauf erzählte er dem Patrizier die vollbrachte Rettung mit allen ihren Einzelnheiten.

„Dank Dir, heißen Dank Dir für Alles, was Du gewagt und vollbracht hast! Dank aber auch dem göttlichen Beistande, der so unverkennbar mit Dir

war! — Wie froh und glücklich bin ich! Wie froh, daß morgen, wo meine Seele durch das Wasser der heiligen Taufe von aller Schuld reingewaschen, auch zugleich mein Herz von allen Bekümmernissen frei wird! Morgen soll die heilige Taufe mir zu Theil werden. Der Bischof Clemens hat mich schon reif zur Taufe befunden. Zugleich wird sein Segen mich für immer mit dem Engel vereinigen, der zuerst zu meinem Herzen gesprochen hat. Ja, Paris, morgen wird Floronia meine Gattin sein."

„Dies kommt mir keineswegs unerwartet. Du bist ihrer und sie ist Deiner vollkommen werth. Nur sag' mir, bleibst Du als Floronia's Gatte hier in der Villa?"

„Warum nicht? Die fromme Dame hat mir ihr gastliches Haus angeboten, bis bessere Zeiten kommen werden. Domitian ist älter als ich, und folglich darf ich dafür halten, daß er früher als ich ins Grab gesenkt werden wird. Alsdann ist nichts wahrscheinlicher, als daß ich den freien Gebrauch meiner nicht unbeträchtlichen Besitzungen wieder zurückerlange, und es kann meiner holden Floronia kaum an Mitteln fehlen, ihrer Neigung zum Gutesthun nachzuhängen. Sollte die Verfolgung aber anhalten, worauf ich ebenfalls

gefaßt bin, dann werden Floronia und ich dem Tod unerschrocken ins Auge zu schauen vermögen! — Uebrigens bin ich der Ansicht, daß Domitian, der überall Sturm zu säen verstanden hat, sehr bald einen grausigen Orkan einernten muß.“

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine Vermählungsfeier in den Katakomben.

Die Sonne stand schon hoch am Horizont, als Cornelia erwachte.

„Wo bin ich?" rief sie befremdet aus. Waren doch in der kurzen Zeit so schreckliche Scenen bei der Unglücklichen vorübergegangen, daß sie leicht für Augenblicke hätte irre werden können! Im düsteren Grabe mindestens war sie nicht mehr, dessen war sie sicher, denn die Morgensonne erleuchtete ja so freundlich das prächtige Gemach, in welchem sie sich befand. Rasch aus ihrem Bette aufspringend, bemerkte sie erst jetzt die kleine Fabiola, die noch sanft schlummerte. Nunmehr ward es ihr möglich, die Ereignisse, die sie hatte durchleben müssen, mit dem Ideengang zu verfolgen.

Zuerst trat das Bild des schönen Gladiators, der sie aus dem Grabe hervorgeholt hatte, vor ihre Einbildung. Bald aber ward sie auch schon wieder traurig und niedergeschlagen. Thränen drängten sich gewaltsam aus ihren schönen Augen. Zwar war ihr Leben erhalten, von jetzt an mußte sie aber auch für ihr ganzes Leben flüchtig und verborgen leben, während ihr guter Ruf mit Schande bedeckt blieb.

Doch das Unglück in einem Alter von zwanzig Jahren, wenn der Jugendaufschwung des Geistes noch die Dinge mit lieblichen Farben zu übertünchen versteht, kann niemals sehr grausam erscheinen. Den thränenden Blick gegen das hellglänzende Tagesgestirn erhebend, dem sie gestern ihr letztes Lebewohl zurufen zu müssen geglaubt hatte, trocknete sie auch ihre Thränen schon ab, um sich dann lächelnd dem Bette der kleinen Freundin zu nähern, der sie mit mütterlicher Zärtlichkeit die schöne Stirn küßte.

Endlich erwachte auch die Kleine. Doch an die Worte des greisen Senators denkend, der sie nach der Regia zurücksenden wollte, fing sie bitterlich zu weinen an.

Indessen gelang es Cornelia bald sie wieder zu beruhigen und sie mit der Hoffnung zu trösten, daß sie

beide unzertrennt zusammen würden leben können. Nichts anderes als dies wünschte das Mädchen.

Noch waren beide Jungfrauen im vertraulichsten Zwiegespräche in Bezug auf ihre freilich sehr bedenkliche Lage vertieft, als die Thür ganz leise geöffnet ward, und der alte Senator sich sehen ließ. Keine von Beiden hatte ihn bemerkt. Und er war im Stande, die herrliche Gruppe mit innigem Behagen zu schauen. Cornelia noch im dunkelfarbigen Verbrecherkleide mit dem edlen Antlitz, das leichenblaß war, und mit dem langen über die Schultern in Unordnung herabhängenden Haar schien das lebende Bild der Schwermuth zu sein, während Fabiola im weißen Gewande der Vestalinnen und mit dem freundlich lächelnden Blicke, der immer noch thränenfeucht war, das Bild der Unschuld darstellte. Beide hielten sich zärtlich umarmt.

Lange betrachtete der Greis die rührende Scene. Erst als Beide seine Anwesenheit bemerkten, bat er sie, ihn in sein Triclinium zu begleiten.

Hier theilte er Cornelia alles mit, was er selbst über ihre Rettung durch Paris wußte. Bald ließ er die beiden Vestalinnen aber wieder allein, um sich selbst zu erkundigen, was man in Bezug auf das Verschwinden der jungen Vestalin Fabiola spreche.

Zuerst wollte er den Verbrecheracker besuchen, wo er Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, wie die Prätorianer, nach ächt militärischer Vorschrift, das leere Grab bewachten. Sie durften also auch gar keinen Zweifel hegen, daß dasselbe seines Inhalts beraubt sein könne. In Bezug auf Cornelia war daher kaum etwas zu befürchten.

Schwerer ward es ihm etwas über Fabiola zu erfahren. Erst als er schon im Begriff war, wieder heim zu kehren, vernahm er von einer Gruppe Männer, die auf dem Römischen Forum zusammen sprachen: eine Vestalin habe sich in der vergangenen Nacht von der Palatinischen Brücke in die Tiber gestürzt, wo man ihre Venda am Geländer liegen und ihren Mantel an deren Pfeiler hängen gefunden habe.

Diese Annahme konnte nur, wie er sehr leicht einsah, die Folge irgend einer List des Gladiators sein.

Vollkommen beruhigt, kehrte er erst kurz vor Einbruch der Nacht heim, und bald nachher langte auch Paris, von zwei Frauen, der alten Praxedis und der jungen Floronia, begleitet, bei ihm an, um ihn Namens der Dame Tulliola zu bitten, ihr die beiden Jungfrauen übersenden zu wollen.

Und der alte Senator war herzensfroh, sich der

ihm etwas unbequemen Bürden entledigt zu sehen, und ließ der edlen Wittwe seines Freundes seinen heißen Dank dafür abstatten, und ihr zugleich auch seinen Besuch in ihrer Zurückgezogenheit ankündigen.

Es war schon ziemlich spät als die kleine Gesellschaft sich auf den Weg machte und zwar zu Fuße, da man, um alles Aufsehen zu vermeiden, nicht zu einer Sänfte hatte Zuflucht nehmen wollen. Aber der Weg vom Esquilin bis zur Villa an der Appischen Heerstraße ist ziemlich lang, weshalb die Ex-Vestalinnen äußerst ermüdet anlangten. An Zufußgehen waren sie ja überdies nicht gewöhnt, und Beide, besonders aber Cornelia, waren furchtbar von den Ereignissen der letzteren Tage angegriffen. Am Eingange zur Villa erwarteten Tulliola und Sextus die Ankommenden; erstere mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit, während letzterer in stummer Rührung die Hand der theuren Cousine ergreifend, um solche heftig an's Herz zu drücken, ihr als eine sichere und zuverlässige Stütze in ihrer so schwerbedrängten Lage erscheinen mußte.

Nach einem frugalen ländlichen Mahle begaben die Jungfrauen sich zur Ruhe. Die kleine Fabiola, der nunmehr keine Sorge mehr übrig blieb, weil sie sicher war, nicht mehr zum Vestatempel zurückkehren

zu müssen, schlummerte gewiß bald ein, wogegen Cornelia sehr ernst über ihre Lage und was nunmehr aus ihr werden könne, nachdenken zu müssen glaubte. Der Schlaf vermochte kaum Zugang zu ihren Augen zu finden.

Bald ward sie auch noch in anderer Weise daran verhindert. Die Thür nämlich ward leise geöffnet und Floronia trat schüchtern und furchtsam bei ihr ein.

„Du schläfst noch nicht, edle Cornelia. Erlaub mir also Dir etwas mittheilen zu dürfen, was ich auf unserem Dir so mühsamen Wege vom Esquilin her Dir nicht habe mittheilen wollen, während ich es für Pflicht halte, es Dir zu sagen.“

„Laß hören, liebe Floronia.“

„Morgen empfängt Sextus die heilige Taufe. Dann ist er vollkommen Christ.“

„Taufe? Christ?“ rief Cornelia fragend aus. Das Verhängniß will es also, daß der Name des Geschlechts der Sabiner immer zur Schande und zur Schmach erniedrigt werde!“

„Als Christ schändet und entehrt Sextus Deinen Geschlechtsnamen doch kaum. Du hast übrigens eine gar schlechte Meinung von Christen. Und doch waren es nur Christen, mit Ausnahme des Senators, der

ebenfalls die Christen nicht haßt, die zu Deiner Rettung beigetragen haben, und hier lebst Du ausschließlich nur von Christen umgeben. Sei überzeugt, edle Cornelia, die Christen sind gewiß nicht so verwerflich, als Du es vielleicht wähnest."

„Ich lebe hier nur von Christen umgeben? Dies erscheint mir leider als eine traurige Nothwendigkeit! Bleibt der Proscribirten doch kein anderes Asyl übrig, als das, was die erklärten Feinde ihrer Götter ihr darbieten! Furchtbares Verhängniß!"

„Du bist bitter, edle Cornelia, vielleicht sogar ungerecht. Auch scheinst Du mir zu zürnen. Verzeih mir, ich flehe deshalb. Aber wie wirst Du mir erst grollen, wenn Du erfährst, daß morgen ..., daß morgen ..., daß morgen eine Plebejerin, die Tochter armer Freigelassener Deines edlen Vaters die Gattin Deines Vetters Sextus wird?"

„Du die Gattin des Sextus Sabinus!" rief Cornelia laut aus, während ihr Antlitz purpurroth ward. „Nun dies fehlte auch nur noch, um das Maas bis zum Ueberlaufen anzufüllen! Du die Gattin eines Sextus Sabinus!"

„Ja, ich die Gattin des Sextus Sabinus," gab ruhig und gelassen die christliche Jungfrau zur Ant-

wort, die, ihr Auge immer niedergeschlagen haltend, den großen Unwillen, der sich auf dem Antlitze der Exvestalin gemalt, nicht hatte wahrnehmen können. „Von Kindheit her habe ich ihn geliebt, bis ein Zufall, oder vielmehr bis die Fügung der Vorsehung uns nach einer Reihe von Jahren wieder begegnen ließ. Dennoch würde es mir gelungen sein, diese meine heiße Liebe zu bekämpfen, hätte ich solche nicht für Gottes Willen gehalten, des Gottes, der Sextus zum christlichen Glauben hat führen wollen ... Sei indessen ruhig, wenn es Dir mißfällt, und Du mich für unwürdig erachtest, den Namen der Sabiner zu tragen, dann ist mir immer noch Kraft genug übrig geblieben, um auf ein so hohes Glück Verzicht leisten zu können. Mein Leben soll ausschließlich dem Dienste unserer leidenden Mitbrüder geweiht werden.

Cornelia schämte sich ihres lächerlichen Stolzes. War sie doch nicht mehr die Vestalin mit den glänzenden Privilegien und hohen bürgerlichen Rechten; auch die hochadelige Patrizierin war sie im Grunde nicht mehr. Sie war todt und der Name der Sabiner war gewiß weit mehr durch die grausame Anklage, derzufolge sie hatte unterliegen müssen, erniedrigt worden, als es durch die Verbindung ihres Vetters mit

einer Plebejerin, der Tochter eines Freigelassenen, hätte geschehen können.

Besänftigt reichte sie der Jugendfreundin die Hand, und mit leiser, aber zugleich auch entmuthigter Stimme sagte sie zu ihr:

„Verzeih' mir, Floronia. Es wird mir angenehm sein, Dich Schwester, Dich Cousine nennen zu können. Sei glücklich mit Sextus und die Götter seien Eurer Verbindung günstig!"

„Ruf doch nicht die Götter hier in diesem Hause an! Sie hören ja nirgends Dein Rufen. Wende Dich vielmehr an den Gott Deiner frommen Mutter, der überall Dich sieht und Dich hört."

Aber die Vestalin war müde. Sanft das Haupt an die Schulter der Freundin gelehnt, war sie schon eingeschlafen, so daß diese erst nach längerer Zeit es wagen zu dürfen glaubte, sich unbemerkt von ihr loszumachen, ohne sie zu erwecken, um nach damaligem frommen christlichem Gebrauche sich in die unterirdische Kapelle zu begeben, wo sie im Gebete verharrte, bis die Trauungsfeierlichkeit stattfinden werde.

Cornelia und Fabiola schliefen eine jede in ihrem Zimmer bis Tagesanbruch. Dann aber erschien eine Kammerfrau, um sie zu wecken. Die Hausherrin

hielt es nämlich für zweckmäßig, daß die beiden Jungfrauen, um vor allen Nachforschungen sicher zu sein, während des Tages in den Katakomben sich verbargen.

Und Cornelia zitterte, als sie in die düstere Grube niederstieg. Unwillkürlich kam es ihr vor, als betrete sie wieder ihr grausiges Grab hinter dem Walle des Servius Tullius. Ja, als sie ihren Blick nach der aufgehenden Sonne hinrichtete, bevor sie sich von der Oberfläche der Erde entfernte, da war ihr fast ganz so zu Muthe, wie es ihr gewesen war, als sie für immer vom Tageslichte Abschied nehmen zu müssen glaubte. Nur war sie diesmal nicht allein, sondern betrat am Arme der holden Freundin die Gruft, während die alte Praxedis ihr mit der brennenden Lampe voranschritt. Auch hätte man die Gruft schwerlich als eng bezeichnen können. Oft durchkreuzte ein langer enger Gang den andern, bis sie endlich zu einer Art von kleinen Rotunde hingelangten, die mit einem Tische und einigen Sesseln ausgestattet war. Die Lampe auf den Tisch setzend, bat die Dienerin die beiden Freundinnen um Erlaubniß, sie allein lassen zu dürfen, weil sie einer heiligen Handlung beizuwohnen gesonnen sei.

Der Aufenthaltsort kam den zwei Jungfrauen

grausig vor. Was Cornelia anbelangte, gewiß unendlich minder schrecklich, als ihre schauderhafte Gruft auf dem Verbrecheracker es ihr war. Die Gesellschaft der lieben Freundin und die Gewißheit, daß dieser Zustand unmöglich von langer Dauer sein könne, erschienen ihr ein reichlicher Ersatz. Immer aber war sie sicher, mit Einbruch der Nacht wieder aus dieser Einkerkerung befreit zu werden.

Fabiola ließ unterdessen sich angelegen sein, die Lampe zur Hand zu nehmen, um die Wände der Rotunde und der beiden in dieselbe mündenden Gänge zu untersuchen.

„Was mag dies bedeuten?" rief sie verwundert aus. „Eine Menge Marmorplättchen sind in der Wand eingemauert. Die eine mit einem Kreuze, eine andere mit einem Hahn, noch eine andere mit einer Lanze, wieder eine Menge mit eingegrabenen Namen! Dann mehrere mit Palmen! Was mag dies zu bedeuten haben? *)"

„Wer vermag sichere Auskunft darüber zu geben, als die Nazaräer selbst, die, wie man sagt, so manche sonderbare Gebräuche und Gewohnheiten haben sollen."

---

*) Es waren christliche Begräbnißstätten in den Katakomben.

„Hier ist eine, wie es scheint, ganz frisch eingemauerte Marmorplatte," fuhr sie bald fort. „Außer der Palme sind auch Namen auf ihr eingegraben. Laß sehen: Anicetus Presbyter. Martyr. Sonderbar! Was mag dies sagen wollen? . . . Anicetus scheint freilich ein Name zu sein, aber Presbyter und Märtyr sind denn doch etwas sonderbare Namen!" . . .

Noch war das junge Mädchen in der Fortsetzung ihrer Untersuchung und in Enträthselung der vorgefundenen Inschriften begriffen, als sie von Cornelia unterbrochen ward.

„Schau, Fabiola," rief diese, „in dem anderen Gange dort wird's mit einemmale so helle!"

Beide, die Lampe auf dem Tische zurücklassend, suchten sich der Lichthelle zu nähern.

In einiger Entfernung nahmen sie Knaben wahr, deren jeder eine brennende Wachskerze trug. Dann folgte ein Mann im weißen Gewande als Träger einer goldenen oder vergoldeten Stange, die oben mit einem Kreuzeszeichen verziert war. Hierauf schritt ein ehrwürdiger Greis in der Mitte von zwei anderen schon bejahrten Männern einher, die ebenfalls weiß gekleidet erschienen, nur war das Gewand des Greises weit prächtiger als das seiner beiden Begleiter und des

Kreuzträgers. In einiger Entfernung folgte Sextus hinter diesen Dreien. Auch er war weiß gekleidet. Er trug nämlich das weiße Kleid der Neophyten. Neben ihm trug ein weißgekleideter Knabe eine weiße Taube als Symbol des heiligen Geistes, und ein anderer zwei Turteltauben, ihrer mystischen Bedeutung halber. Denn sowie die Turteltaube, wenn sie ihres Gatten beraubt wird, diesem stets treu bleibt, soll der Christ in allen Leiden und Trübsalen Gott treu zugethan bleiben.

Auf Sextus folgte Floronia. Auch sie war weiß gekleidet und hatte das Haupt mit Olivenzweigen bekränzt. Die Dame Tulliola ging neben ihr und eine Menge Gläubiger beiderlei Geschlechts folgte dem Zuge.

„Sie führen zwei menschliche Wesen zur Schlachtbank, um solche zu opfern! Schrecklich!" rief Fabiola entrüstet aus.

„O keineswegs!" bemerkte Cornelia. „Die Nazaräer opfern ja nicht einmal Thiere, geschweige denn Menschen. Wenn ich nicht irre, gilt es der Vermählungsfeier meines Vetters."

„Laß uns zuschauen, laß uns zuschauen!" rief freudig Fabiola.

Cornelia widersetzte sich dem Ansinnen und suchte

die Freundin nach der Rotunde zurückzuführen. Nicht gar lange nachher vernahmen Beide ein eintöniges Singen.

„Die Feier dürfte vorüber sein," bemerkte Cornelia.

„Dann laß uns mindestens alle Theilnehmer ganz nahe betrachten. Ich bin begierig, Deinen Vetter und dessen schöne Braut in der Nähe zu sehen. Auch der alte Greis gefällt mir so sehr."

Wider Willen mußte Cornelia sich schon fügen. Bedächtigen Schrittes näherten sich beide Jungfrauen dem Singen. Es kam von einer andern Rotunde her, deren wir früher schon gedacht haben und die den Gläubigen als Tempel, als Kirche dienen mußte. Aber sie war zu eng, als daß sie alle Anwesenden hätte aufnehmen können, die folglich die beiden in die Rotunde mündenden Gänge einnahmen.

Hinter den Gläubigen des Ganges, in welchem sie sich befanden, suchten die beiden Vestalinnen schüchtern einen Platz zu finden.

„Keiner von diesen guten Leuten," bemerkte Fabiola unbefangen, „ist ja im Stande, uns etwas zu Leide zu thun."

Der ehrwürdige Greis (Papst Clemens I.) saß

auf einem Marmorsessel. Rechts und links standen neben ihm die beiden Männer (Priester oder Diaconen), in deren Mitte sie ihn schon wahrgenommen hatten, und vor ihm knieeten Sextus und Floronia.

Und der ehrwürdige Greis sprach Worte, die so einfach und so schmucklos waren, daß sie Jedermann verständlich sein mußten, und doch waren sie zugleich auch wieder so erhaben, daß sie tief in die Seelen der beiden Priesterinnen der römischen Göttin drangen.

„Der allmächtige und allbarmherzige Gott wolle die Fülle seines Segens über Euch, christliche Brautleute, ausgießen und auf des Lebens Wegen Euch vor Unfällen bewahren,“ sagte der Heilige. „Du, Weib, sollst Alles verlassen, um Deinem Gatten zu folgen, in frohen Tagen nicht minder, als wenn Leiden und Trübsale aller Art ihn treffen. Auch liegt es Dir ob, ihm unterthan und gehorsam zu sein. Dir aber, Mann, steht die Verpflichtung zu, in Deiner Gattin Deine Lebensgefährtin, die Mutter Deiner Kinder zu lieben und zu verehren, und weil sie schwächer ist, als Du, kommt es Dir zu, ihr Schutzwehr, Trost und sichere Stütze zu sein. . . . Sind Euch Glücksgüter zu Theil geworden, dann theilt das Eurige mit den Armen. Arme aufzufinden, wird Euch kaum Mühe

verursachen. Seid Ihr aber selbst arm, nun dann werdet Ihr immer noch Brüder antreffen, die ärmer sind, als Ihr es seid. Sucht diesen zu helfen. Steht den Bedrängten bei, wären es auch Eure Feinde, und vergebt eben diesen Feinden die Euch zugefügten Beleidigungen, nicht einmal, sondern siebenundsiebenzigmal. Haltet Euch fern der Lüge und des Truges, die Wahrheit glänze fortwährend und unter allen Umständen und Verhältnissen auf Euren Lippen. Dann aber setzt immer Euer ganzes Vertrauen auf Gott, der Euere Zuflucht sei von Ewigkeit zu Ewigkeit. Denn bevor die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen ward, war Er schon da, und wird ewig noch ganz derselbe bleiben, wenn einst Alles veralten, vergehen und in Nichts zerfallen muß. . . ." Die Stimme des Greises schien immer schwächer zu werden, so daß sie das Ohr der beiden Vestalinnen nicht mehr zu erreichen vermochte.

„Wie sehr dringt die Sprache des ehrwürdigen Greises mir ins Herz," lispelte Fabiola der Freundin ins Ohr. „Das, was er aber lehrt, stimmt kaum mit den Lehren der Göttin überein."

Cornelia gab der Freundin ein Zeichen zu schweigen. Leicht aber konnte sie sich überzeugen, wie sehr

das unschuldige Gemüth des Mädchens für die Lehren des Christenthums empfänglich sein mußte. Auch bei ihr selbst hatten die Worte des Greises eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Dann schien es, als habe dessen Stimme wieder an Kraft zugenommen. Sie drang nämlich von Neuem bis in ihr Ohr.

„Selig sind die Sanftmüthigen und Friedfertigen," fuhr er fort, „denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind diejenigen, die Verläumdung und Schmach und Verfolgung zu erdulden haben, denn sie sollen getröstet werden. Selig auch die, die in guten Tagen nicht stolz und übermüthig werden, oder die, die sich nicht angelegen sein lassen, den Schwächeren ungerecht zu unterdrücken." — Endlich schloß er damit, alle Anwesenden einzuladen, für alle Menschen, auch für die ärgsten Feinde und erbittertsten Verfolger zu beten.

Alle knieeten nieder. Nur die beiden Vestalinnen blieben aufrecht stehen.

Hierauf sangen die Anwesenden einen Hymnus, dessen rührende Melodien das Gemüth der kleinen Fabiola so sehr erschütterte, daß auch sie auf ihre Kniee niedersank.

„Was fällt Dir ein?" fragte befremdet Cornelia.

„Laß mich. Ich will versuchen, hier mit den Nazaräern zu beten.“

„Bist Du von Sinnen gekommen?“ fuhr Cornelia halb entrüstet fort.

„Laß mich mit den Nazaräern beten,“ war die wiederholte Antwort.

Cornelia allein war stehen geblieben. Alle andern, Alle lagen auf den Knieen. Ihr Vetter Sextus, die liebe Floronia, ihr Retter Paris, und jetzt auch die theuere Freundin Fabiola, um den Gott ihrer Mutter im Staube anzubeten. Nur sie allein blieb stehen. Ja noch mehr, um nichts zu sehen, glaubte sie die Augen verschließen zu müssen. Und mit verschlossenen Augen kam es ihr vor, als schaue sie die unterirdischen Räume durch ein überirdisches Licht erleuchtet, und ihre Mutter Faustola im schneeweißen Gewande in knieender Stellung über den Gläubigen schweben. Da schwankte sie, und taumelte und stürzte, ganz wider ihren Willen, knieend zu Boden. . . . .

Der Gesang war verstummt. Alle Gläubigen aber blieben noch immer in knieender Stellung. Nur allein der Greis hatte sich erhoben. Das Antlitz dem kleinen Altar der unterirdischen Kapelle zugewandt, sang er mit wohlklingender Stimme: Sit nomen Domini

benedictum. Nachdem die Gläubigen im Chor ihm geantwortet hatten, schloß er die heilige Handlung, sich wieder gegen die knieenden Gläubigen wendend, mit dem dreifachen Segen.

Papst Clemens hatte seiner Gemeinde in den Katakomben den feierlichen Segen ertheilt, und zwei Priesterinnen der Vesta hatten denselben andächtig empfangen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod des Kaisers Domitian.

Einen der belebtesten Theile des heutigen Roms nahm das alte Marsfeld ein. Damals dehnte es sich längs dem linken Tiberufer bis zum Pantheon der Agrippa aus. Noch heute bewundert man nicht fern von der Tiber die großartigen Ueberreste des Mausoleums des Kaisers Augustus, die von der Neuzeit leider zu einem höchst profanen Zwecke bestimmt worden sind. Man hat sie nämlich entwürdigt, als Amphitheater zu dienen.

Damals umschloß eine ungeheuere Grundlage von weißem carrarischen Marmor die eigentliche Grabeskammer, und auf dieser runden Unterlage erhob sich ein Erdhügel, der mit immergrünen Bäumen, wie

deren das süditalienische Klima mehrere Gattungen aufzuweisen hat, bepflanzt war. Den Gipfel des Hügels aber krönte die colossale Bronzestatue des Kaisers Octavian Augustus, dessen Regierung durch die Geburt des Weltheilandes verherrlicht wird.

Es war an einem warmen Herbsttage, als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne das vergoldete Standbild des ehemaligen Weltbeherrschers noch beleuchteten, während es im Schatten der dichten Baumgruppe, die das Mausoleum rings umgab, schon zu dämmern begann. Ein Mann stand mit dem Rücken an das Eisenthor angelehnt, das zur Grabeskammer führte.

Es war Parthenis, des Kaisers Freigelassener und Günstling.

Er schien mit Ungeduld Jemanden zu erwarten, was er durch Geberden und durch Stampfen mit dem Fuße zu erkennen zu geben schien.

Bald ließ sich denn auch wirklich der Erwartete sehen. Dies war Petronius Secundus, der Präfect der Prätorianischen Leibwachen. Mit Vorsicht näherte er sich dem Erwartenden, nachdem er ängstlich nach allen Seiten hingeschaut hatte, ob kein Späherauge ihn bemerke.

„Im Namen Aller bin ich gekommen, um Dich zu fragen, ob Alles bereit ist?“

„Ich bin bereit und die Andern sind's auch. Das Unternehmen muß gelingen. . . . Aber wie steht's mit dem Volke? Sind wir sicher?“

„Vollkommen.“

„Verzeih' mir, wenn ich Dich mit Fragen belästige. Da aber die Ursach' von mir abhängt, möchte ich auch etwas von deren Wirkungen vernehmen. Hat Nerva seine Zustimmung gegeben?“

„Nerva weiß gar nichts von der ganzen Unternehmung.“

„Dann sind wir schlecht daran! Wehe uns!“

„Weshalb? Ich bürge für Alles.“

„Dein Wort, Präfect, ist mir und uns allen die hinreichendste Bürgschaft.“

„Dann also frisch ans Werk! Muth gehört freilich dazu, und Du behauptest ja, solchen zu besitzen.“

Dann entfernte sich der Präfect, während Parthenis noch immer in derselben Stellung verharrte.

Es mußte sich gewiß um etwas Wichtiges handeln. Vielleicht gar um ein Verbrechen. Der Freigelassene mindestens war der Mann, der kaum vor irgend einer Schandthat hätte zurückschaudern können. Ein kalter

Schweiß aber netzte die Stirn des Günstlings des Weltbeherrschers, und jemehr er sich angelegen sein ließ, den Schweiß abzutrocknen, desto mehr schien derselbe aus allen seinen Poren zu dringen.

Mit einemmale fuhr er heftig zusammen. Es dünkte ihn, er habe ein Stöhnen vom Eisenthor her vernommen. Gewiß war es nur der Wind, der die Wipfel der Bäume zu beugen begann. Das Verbrechen aber hat die Furcht immer zur Begleiterin.

Raschen Schrittes sich davon machend, langte er erst im kaiserlichen Palaste an, als es schon vollkommen dunkel war.

Der Erste, dem er begegnete, war Stephan, der Intendant der Kaiserin, der ihm mittheilte, der Kaiser habe ihn suchen lassen und solle bei allen Göttern geschworen haben, sich nächstens Aller, die zu seiner Umgebung gehörten, nach seiner Art entledigen zu wollen.

Parthenis lächelte. Dann raunte er dem Intendanten leise einige Worte ins Ohr, und war hierauf im Begriff, sich ins Schlafgemach des Kaisers zu begeben, das er zu seinem Befremden aber verschlossen fand. Eine drohende Bewegung mit der Hand machend, rief er aus:

„Dein Tod nur kann mein Leben sichern!"

Wenige Minuten später verließen er und Stephan, in weite dunkele Mäntel dicht eingehüllt, den Palatin.

Am folgenden Morgen stand der Kaiser weit früher auf, als dies sonst seine Gewohnheit zu sein pflegte. Aber er erschien bleich und abgespannt. Gewiß hatte er die Nacht schlaflos zugebracht.

Von seinen Sclaven sich in sein Badezimmer tragen lassend, war ihm schon die Lust zum Baden vergangen, noch bevor er dort angelangt war. Statt des Bades schlürfte er einen vollen Becher warmen Honigweins aus, um sich dann wieder schlafen zu legen.

Schon seit längerer Zeit schien es, als fliehe der Schlaf den Kaiser. Die grausige Scene des Lebendigbegrabens der Vestalin aber hatte ihn vollends der nächtlichen Ruhe beraubt. Ihre letzten Worte hallten von Tag zu Tage schrecklicher in seiner Seele wieder. Oft schien es ihm, als vernehme er ein ängstliches Winseln und zitterte dann wie von Fieberfrost geschüttelt. Der mächtige Weltbeherrscher, der sich selbst als Völkerbezwinger bezeichnete, der unüberwindliche Kaiser hüllte, gleich einem verwöhnten furchtsamen Kinde, das Haupt in die Bettdecke ein, um Nichts zu sehen, Nichts zu hören, bis ein lethargischer Schlummer sich seiner

bemächtigte. Aber auch dann waren es wieder gräßliche Traumgesichter, die ihn schreckten.

Gern hätte er auf die Hälfte seiner Macht Verzicht geleistet, wäre es ihm nur möglich gewesen, ein zuverlässiges menschliches Wesen aufzutreiben, das zur Nachtzeit in seiner Nähe geschlafen hätte. Auf Domitia verließ er sich nun einmal nicht mehr. Sie war ihm schon längst verdächtig geworden. Fast noch geringeres Zutrauen hatte er zu seinen Dienern und Sclaven, Keinen von Allen davon ausgenommen. Für kurze Zeit hielt er die alte Phyllis, die einst seine Amme gewesen war, für geeignet, bei ihm in seinem Zimmer zu schlafen, weil er wußte, sie sei ihm treu zugethan, bald aber vertrieb er auch sie schon wieder und zwar ziemlich brutaler Weise, weil sie ihm verdächtig geworden war.

Wenn Gespensterlarven seine Einbildung zur Nachtzeit quälten, gingen die Tage ihm keineswegs angenehm hin. Die Prophezeiung des Priesters Anicetus hatte einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht, und ließ ihn Verdacht gegen Alle, die sich ihm näherten, hegen. Noch andere Vorhersagungen waren in Bezug auf seinen Tod in Umlauf gesetzt worden, was ihm nicht unbekannt hatte bleiben können. Dahin gehört unter

andern auch ein griechisches Distichon *), das dem Weinstocke sagen läßt: „Wenn man mich auch bis auf die Wurzel ausrodet, kann ich doch immer noch Trauben genug hervorbringen, um den Wein zur Libation zu liefern, wenn man den Kaiser opfern wird!" In dieser Beziehung muß bemerkt werden, daß Domitian in dem Anfall einer seiner Tollheiten den Befehl gegeben hatte, alle Weinberge in der Umgegend Roms auszuroden, um solche in Gärten oder Villen zu verwandeln.

Gerade an diesem Tage wähnte Domitian vor jeder Gefahr sicher zu sein. Ganz in aller Frühe schon aufgestanden, hatte er sich aber auch bald wieder schlafen gelegt, um das nachzuholen, was während der Nacht ihm vorenthalten geblieben war. Vielleicht schlief er auch wirklich.

Unterdessen standen Stephan und Parthenis mit zwei Gladiatoren im Vorzimmer in leiser Unterredung. Das düstere unheimliche Wesen der beiden Hofbeamten und die Anwesenheit der beiden Menschenschlächter durfte auf irgend einen verbrecherischen Anschlag schließen lassen. Auch bei den Dienern, die man erblickte, ließen

---

*) Suet. Domit. 14.

sich Verstimmung und ungewöhnliche Schweigsamkeit wahrnehmen. Schien es doch, als schwebe Allen irgend eine trübe Ahnung vor.

Nur ein Einziger, der Hauptmann der Prätorianer, der die Wache am kaiserlichen Palast befehligte, schien heiter und guter Dinge zu sein. Im Atrium auf und abgehend sang er leise gar lustige Weisen, oder suchte sich mit dem Einen oder dem Andern der Anwesenden in Unterhaltung einzulassen. Indessen schien es, als liege Allen daran, gerade dieser seiner Unterhaltung auszuweichen. Und gewiß Alle hätten vielleicht gewünscht, er möchte meilenweit von dort entfernt sein. —

Domitian hatte nicht gar lange schlafen können. Anfangs, nachdem er wieder aufgestanden war, um sich mit der Fliegenjagd zu beschäftigen, war er auch dieser bald überdrüssig geworden, weshalb er gerade im Begriff war, sich auf seinem Ruhebette in's Badezimmer tragen zu lassen, als Parthenis ihm die Meldung machte, Stephan, der Intendant der Kaiserin bitte um Gehör, weil er Dinge von höchster Wichtigkeit vorzutragen habe.

„Was scher' ich mich um Dinge, die Stephan als wichtig ansieht?" gab der Kaiser unwillig zur Ant-

wort. „Sag ihm, er solle ein anderesmal kommen, für heute mag ich mit öffentlichen Dingen gar nichts zu schaffen haben.“

„Von öffentlichen Dingen will freilich Stephan Dir sprechen, göttlicher Kaiser, aber nur in so fern sie Bezug auf Deine persönliche Sicherheit und auf Deine Erhaltung haben, denn von dieser hängt ja die Wohlfahrt Roms und der Welt ab.“

„Meine persönliche Sicherheit? Meine Erhaltung?“ rief der Kaiser erschreckt aus. „Dann laß ihn kommen!“

Und Stephan betrat das kaiserliche Gemach. Da er sich aber seit einigen Tagen den rechten Arm durch einen Fall verrenkt hatte, trug er denselben in einem Tuche am Halse.

Der Kaiser schaute ihn mißtrauisch an, als er aber den lahmen Arm des Intendanten wahrnahm, schien er sich zu beruhigen. Unterdessen standen die vier Sclaven, die zum Tragen des Ruhebettes bestimmt waren, noch immer im Zimmer. Auch Parthenis hatte den Intendanten begleitet.

„Nur Dein Ohr, erhabenster Kaiser, darf das vernehmen, was ich Dir mittheilen muß.“

Einige Augenblicke blieb Domitian unschlüssig.

Endlich winkte er, daß Parthenis sich mit den Sclaven entfernen möchte.

„Man hat eine Verschwörung gegen Dein kostbares Leben, erhabenster Kaiser, gemacht. Eine beträchtliche Anzahl von Senatoren und Patrizier beabsichtigt, Dich zu ermorden.“

Domitian begann zu zittern; seine Gesichtsmuskeln verzogen sich grausig.

„Wer sind die Verwegenen?“

„Hier, göttlicher Kaiser, ist das Verzeichniß derselben.“

„Mit zitternder Hand nahm der Kaiser die Pergamentrolle in Empfang, und schickte sich an solche zu lesen.

Unterdessen hatte Stephan den angeblich verrenkten Arm aus dem Tuche befreit, und erspähte den günstigen Augenblick, sich auf sein Opfer zu werfen. Noch einige andere Augenblicke und er stieß seinen Dolch, den das Tuch des verrenkt gestellten Armes verborgen gehalten hatte, bis an's Heft in den Unterleib des Kaisers.

Domitian schrie laut auf und fiel auf sein Bett. Bald aber ermannte er sich wieder. Aufspringend suchte er nach seinem Schwerte, das neben seinem Kopfkissen zu stehen pflegte. Er fand es nicht, weil ein Mit-

wisser solches früher entfernt hatte. Nunmehr begann ein persönlicher Kampf zwischen dem Kaiser und dem Meuchelmörder. Die augenscheinlichste Lebensgefahr verlieh dem Ersteren Kraft und Muth. Mit der rechten Hand den rechten Arm des Mörders ergreifend, riß er mit der linken diesem ein Auge aus.

Jetzt traf die Reihe den Meuchelmörder furchtbar laut zu schreien. Zugleich rief er um Hülfe. Der furchtbare Schmerz hatte seinen Arm gelähmt. Parthenis mit den beiden Gladiatoren stürzten in's Zimmer, um sich auf den Kaiser zu werfen, der sich, obgleich durch den Stich im Unterleibe schon tödtlich verwundet, noch verzweifelt zu wehren suchte. Der Dolchstich eines Gladiators streckte ihn todt zu Boden.

Erst jetzt langte der Hauptmann der Prätorianer mit einigen seiner Leute an. Er hatte den Schrei des Intendanten vernommen, und solchen für den Schrei des Kaisers gehalten.

Die Hülfe aber war zu spät gekommen. Der Kaiser lag leblos in seinem Blute schwimmend auf dem Boden, während Parthenis und die beiden Gladiatoren sich durch eine verborgene Seitenthür davon gemacht hatten. Nur Stephan, den der grausame Schmerz

zum Fliehen unfähig gemacht hatte, fiel unter den Waffen der Prätorianer.

In einem und demselben Zimmer lagen die Leiche des Kaisers und die seines Mörders, eine jede in ihrem Blute.

„Rache, blutige Rache!“ schrie der Hauptmann, und suchte mit seinen Prätorianern überall nach den anderen Mördern. Aber weder diese, noch irgend ein Diener war im ganzen Palaste aufzufinden, wie emsig auch alle Gemächer durchstöbert wurden.

Bald langte Petronius Secundus im Atrium des Palastes an. Er befahl dem Hauptmann und den Söldlingen nach ihren Kasernen, wenn die Anwendung dieses modernen Ausdruckes hier vergönnt ist, zurückzukehren. Damals übrigens hießen eben diese Kasernen die Prätorianischen Lager.

Gleich einem Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht vom Tode Domitians durch alle Straßen der weit ausgedehnten Weltstadt. Zahlreiche Volksgruppen bildeten sich auf dem Palatin, auf dem Römischen Forum, und auf allen Straßen. Mit dem Einbruche der Nacht forderte das Volk laut und ungestüm den Leichnam des ermordeten Tyrannen, um solchen erst in die Gemonien, gleich dem Leichnam eines hingerichteten

Verbrechers auszusetzen und dann in die Tiber zu schleppen.

Unterdessen war der Leichnam des erschlagenen Weltbeherrschers und der seines Mörders dort, wo sie gefallen waren, liegen geblieben. Weder um diesen noch um jenen schien irgend ein Lebender sich zu kümmern, mit Ausnahme der wüthenden Volksmenge, die laut die Absicht zeigte, sich mit dem einen zu befassen.

Nur eine alte Frau mit greisem Haar, dem Stande der Plebejer angehörend, weinte, neben der Leiche Domitians niedergekauert, heiße Thränen.

Es war Phyllis, einst die Amme des Kaisers, und gewiß das einzige Wesen, das ihn liebte. Mit kaum hörbarer Stimme sang sie die damals üblichen Leichennänien, soweit ihr lautes Schluchzen ihr dies gestattete.

Ganz das Gegentheil von dem tiefen Kummer der alten Dienerin bildete das Verhalten der Kaiserin, die ruhig und guter Dinge den Ausgang des blutigen Drama's abzuwarten schien.

Aber das Geschrei der rasenden Volksmenge, die den Leichnam forderte, war bis zu den Ohren der alten Phyllis gedrungen.

„Nein," rief sie mit jugendlichem Feuer aus, „so

lange ich lebe, sollen die theuren Ueberreste nicht in die Klauen dieser Hyänen gerathen!“

Dann gab sie sich Mühe, Jemand aufzufinden, der gegen reiche Belohnung ihr behülflich sein wolle, den Leichnam zu verbergen.

Im Atrium und in der Vorhalle ließen sich zwar wieder Hofdiener sehen, die sich bei dem Verbrechen nicht betheiligt hatten, aber es fehlte der Alten an Muth, deren Hülfe in Anspruch zu nehmen. Endlich ward sie eines Sclaven ansichtig, dessen Fügsamkeit bei der ganzen Dienerschaft sprichwörtlich geworden war. Es war der Christ, der Floronia von der Gefahr benachrichtigt hatte, die Sextus von Seiten des Kaisers drohte. In der Vorhalle stehend, erzählte er gerade einem Unbekannten die Einzelnheiten des Todes des Kaisers.

Die Alte, in der Voraussetzung, der Unbekannte müsse ebenfalls ein Sclave sein, näherte sich beiden, um ihnen zu befehlen, ihr zu folgen.

Der Sclave, an's Gehorchen gewöhnt, folgte ihr ohne alles Bedenken, und der Andere ahmte gern seinem Beispiele nach.

Bei der Leiche angelangt, befahl die Alte den beiden vermeinten Sclaven, ihr behülflich zu sein, um den

ermordeten Kaiser vor der Volkswuth zu sichern und eines reichen Lohnes dafür gewärtig zu sein.

Der Christensclave widersetzte sich dem Ansinnen, weil die Vollziehung des Auftrags ihm zu gefährlich vorkam. Nicht so der Unbekannte.

„Wo wünschest Du, daß ich die Leiche hinlege?“ fragte er.

„Bist Du wahnsinnig, Paris,“ rief der Sclave, „das Unternehmen wird Dir das Leben kosten.“

„Sei es!“ rief Paris entschlossen aus. „Die Furcht hat noch nie vermocht, mich von einer guten Handlung zurückzuhalten. Im Namen meiner Brüder will ich suchen, die Leiche ihres grausamen Verfolgers vor Unbilden zu bewahren.“

Die Alte und der Christensclave, den die edle Denkungsart des Gladiators auf bessere Gesinnungen gebracht hatte, wickelten nunmehr den Leichnam in die Bettdecke ein, und als dies geschehen war, nahm Paris dieselbe mit dem Bemerken auf, daß er die physische Kraft des Athleten noch nicht verloren habe und allein schon hinreichend sei, die Leiche dorthin zu tragen, wo die Alte es wünsche.

Diese war keineswegs verlegen, einen sicheren Ausgang zu ermitteln. Sie wählte ganz denselben Weg,

dessen Domitian sich bedient hatte, um vom Palatin in die Vorhalle der Regia des Numa Pompilius, der Behausung der Vestalinnen, zu gelangen. Hier in der Vorhalle waren sie mindestens vor der Volkswuth sicher, und eine Dienerin der Vestalinnen war gern erbötig zu helfen, damit sie auch diese Vorhalle sicher verlassen könnten.

„Wohin wünschest Du den Leichnam tragen zu lassen?“ fragte der Athlet.

„Nach dem Cälius, wenn es Dir thunlich ist.“

„Dann laß uns das Römische Forum zu vermeiden suchen und vielmehr die Richtung des Circus Maximus wählen.“

Bald waren der Lastträger und seine Führerin auf dem Cälius angelangt.

Dort wohnte die Tochter der Alten.

„Hier, Tochter, bringe ich, was von dem Großen übrig geblieben ist, den ich als Kind, gleich Dir, an meiner Brust einst nährte. Sing' ihm die Nänien bis morgen. Dann werden wir suchen die Leiche ihrer würdig zu bestatten. Ich kehre unterdessen in den Palast zurück, damit kein Verdacht, als habe ich sie entwendet, mich treffen könne. Du aber laß Dich ganz in der Frühe bei mir sehen,“ sagte sie dem Träger,

„wo es mir möglich sein wird, Deine Mühe reichlich zu belohnen.“

„Deines Geldes bedarf ich nicht,“ gab der ehemalige Gladiator zur Antwort. „Behalt es für Deine eigenen Bedürfnisse. Derjenige, der hier entseelt liegt, hat meine Mitbrüder kreuzigen, verbrennen und von wilden Thieren zerreißen lassen. Als Christ habe ich alle diese Verfolgungen zu rächen gesucht. Die Rache des Christen aber macht die Verzeihung aus.“ Hierauf entfernte er sich aus dem ärmlichen Leichenhause, ärmlich nämlich der Leiche des ehemaligen Weltbeherrschers gegenüber. —

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Kaiser Nerva.

Fast gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Tyrannen Domitian verbreitete sich auch die von der Wahl Nerva's zu seinem Nachfolger. Nerva, ein siebenzigjähriger Greis, war bisher Senator gewesen und hatte als solcher für längere Zeit in der Verbannung leben müssen.

In Rom befürchtete man aber den Ausbruch neuer Bürgerkriege. Man wußte, daß die Prätorianer dem ermordeten Kaiser treu anhingen. Zum Glück gelang es ihrem Commandirenden Petronius Secundus, sie zu besänftigen. Nur Parthenis mußte ihrer Rache preisgegeben werden. Er endete, wie er gelebt hatte, als feiger, als verworfener Königsmörder.

Während ganz Rom der Wahl des neuen Weltbeherrschers freudig zujauchzte und die Edilen für Volksfeste aller Art Sorge tragen mußten, wurden die sterblichen Ueberreste Domitians ganz in aller Stille durch die alte Phyllis in das Grabmonument der Flavier an der Tiburtinischen Heerstraße beigesetzt, und zwar in eben demselben Sarkophag, der die Gebeine seiner Schwester Julie in sich schloß.

Die Nachricht von der Wahl Nerva's hatte in der Villa an der Appischen Heerstraße allgemeine Freude erregt. Sextus war überzeugt, wieder frei und ungefährdet aus seinem Verstecke hervorgehen zu dürfen, und vermöge seiner Besitzthümer seiner geliebten Floronia alle Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen, auf die sie als seine Gattin ein so großes Anrecht hatte, und deren Wiederbesitz er nur ihrethalben so sehnlichst wünschte. Auch die Dame Tulliola freute sich innigst der glücklichen Wahl. Sie kannte Nerva persönlich, er war ein inniger Freund ihres verstorbenen Gatten gewesen, und sie wußte es, daß er ein edles Herz besitze. Folglich könne auch von Christenverfolgung gewiß nicht mehr die Rede sein. Nur Cornelia war gleichgültig bei dem Ereignisse, das ihr nur ihres Vetters Sextus halber von Interesse sein konnte. Ganz

dasselbe galt bei Paris, der übrigens fortwährend traurig und niedergeschlagen erschien. In der Nähe der ehemaligen Vestalin fühlte er sich furchtbar gepeinigt, und von ihr entfernt schien es ihm unmöglich zu sein, noch leben zu können. Auch Cornelia war so trübsinnig geworden, daß man hätte wähnen können, es thue ihr leid, daß man sie nicht in ihrem Grabe gelassen habe.

Fünf Tage nach der Wahl Nerva's waren die Hauptpersonen unserer Erzählung in einem sehr geräumigen Saale des Landhauses der Dame versammelt. Es war ganz überflüssig geworden, noch während der Tageszeit sich unter der Erde versteckt zu halten.

Papst Clemens, auf einem Lehnstuhl sitzend, ertheilte den Vestalinnen Unterricht in der christlichen Religion. Beide sich bei der Hand haltend, schienen ihm mit der größten Aufmerksamkeit zuzuhören. Der kleinen Fabiola konnte man es unverkennbar ansehen, daß sie vollkommen von der Wahrheit der Worte, die den Lippen des heiligen Greises entströmten, überzeugt sei. Nicht so Cornelia, in deren Gemüth als Priesterin einer heidnischen Gottheit die Grundsätze des Heidenthums zu tiefe Wurzeln gefaßt hatten.

Nicht fern von den beiden Vestalinnen standen Sextus und Floronia. Auf beider Antlitz waren Glückseligkeit und Zufriedenheit klar und deutlich zu lesen, und dicht bei den beiden jungen Liebenden saß die edle Tulliola.

Leise ging die Thür auf und geräuschlos trat Paris in den Saal. Niemand hatte ihn wahrnehmen können. Auch Cornelia nicht, und doch erbleichte sie. War es doch gleichsam, als kündige ihr Herz ihr die Nähe ihres hochherzigen Retters an.

Paris wagte es nicht, den Heiligen zu unterbrechen. Nur als derselbe für Augenblicke schwieg, näherte er sich den beiden jungen Gatten mit der Nachricht, ein Bote des Kaisers sei so eben angelangt mit der Einladung, der Patrizier Sextus Sabinus und sein Freigelassener Paris sollten baldmöglichst im kaiserlichen Palast erscheinen.

Floronia schrie laut vor Verzweiflung auf und klammerte sich convulsivisch an Sextus an. Sie befürchtete, der neue Kaiser werde gleich dem früheren ihren jungen Gatten verfolgen. Die Ehrfurcht vergessend, die sie der Anwesenheit des Papstes schuldig war, brach sie in lautes Weinen aus.

„Sei ruhig, meine Geliebte,“ sagte Sextus, „der Kaiser kann kaum Böses mit mir vorhaben.“

„Wozu Dein Weinen, mein Kind?“ bemerkte Clemens mit ernster Milde. „Hast Du es vielleicht schon vergessen, daß ohne Gottes Willen kein Haar vom Haupte Deines Gatten zu fallen vermag?“ Dann sich an den Patrizier wendend, fuhr er fort: „Stell’ Dich mit Deinem Freigelassenen dem Kaiser zu Gebote. Er hat volles Recht, dies zu fordern. Wir alle werden unterdessen für Euch beten.“

Beide schickten sich ohne Zeitverlust an, die Villa zu verlassen. Zuvor aber knieeten sie vor dem Papst nieder, der, die Hände ihnen auflegend, sie segnete.

Floronia strengte sich vergeblich an, ihre Thränen zurückzuhalten, und Paris wagte es zum erstenmale, Cornelia anzuschauen. Ihre Blicke hatten sich begegnet. Es war ihm vorgekommen, als habe sie ihn mit ihren wunderschönen Augen zutraulich grüßen wollen. Freudetrunken legte er sich die Hand auf’s Herz, um dessen gewaltsames Pochen zu zähmen. Ein so hohes Glück schien ihm fast unmöglich!

„Was mag der Kaiser von uns wollen?“ fragte Sextus seinen Freigelassenen, als sie sich auf dem Wege befanden.

„Dies dürfte schwer zu errathen sein," war die Antwort. „Vielleicht aber hat der Kaiser es erfahren, daß ich der alten Phyllis zur Fortschaffung der Leiche Domitians behülflich gewesen bin. Wenn dies der Fall ist, dann hast Du kaum etwas zu befürchten. Ich allein bin schuldig. Auch bin ich gesonnen, meine Schuld nicht zu leugnen."

„Wozu alles Kopfzerbrechen, das kaum zu etwas wird führen können! Bis jetzt hat die göttliche Vorsehung uns liebevoll beigestanden. Hoffen wir zu ihr auch für die Zukunft! Und was anders kann uns auch übrig bleiben, als uns ihrem heiligen Willen demüthig zu unterwerfen?"

„Jetzt zu sterben käme mir grausam vor!" murmelte Paris, der des zärtlichen Blicks der Vestalin gedachte.

Bald waren Beide auf dem Palatin angelangt.

Nerva hatte seine Residenz nicht in dem sogenannten goldenen Hause (Domus aurea) des Nero, in welchem Domitian ermordet worden war, nehmen wollen, sondern hatte das Haus des Tiberius (Domus Tiberii) gewählt, dessen Grundmauern erst ganz in der Neuzeit neuere Ausgrabungen wieder zu Tage befördert haben. Eigentlich hatte Augustus dasselbe

erbaut, während Tiberius nur das Verdienst hatte, es vergrößert zu haben.

In der prächtigen Vorhalle nahmen beide Ankömmlinge eine beträchtliche Anzahl von Leuten wahr, ohne zu wissen, an wen sie sich eigentlich wenden könnten. Ein alter Diener kam ihren Wünschen zuvor.

„Wenn ich nicht irre, wünscht Ihr den Kaiser zu sprechen?" fragte er freundlich. „Nun, dann habt die Güte mir zu folgen."

Er führte sie durch das Atrium des Palastes und durch mehrere prächtige Zimmer bis in einen großen Saal, in dessen Mitte ein alter Mann, mit der Senatortoga bekleidet, vor einem großen Marmortische saß und mit dem Betrachten einer Sanduhr beschäftigt zu sein schien. Vielleicht dachte er über die Zeit nach, die mit raschem Schwingenschlag vorübereilt, um niemals wiederzukehren.

Als er die Schritte der Kommenden hörte, wandte er den Blick nach ihrer Richtung hin.

„Mein Beschützer und meine Hülfe, der alte Senator!" rief Paris, der ihn sogleich wieder erkannt hatte, unwillkürlich aus.

„Ja, der alte Senator Nerva," bemerkte dieser lächelnd, während Sextus und Paris sich tief verbeug-

ten, „den man wider seinen Willen zum Kaiser hat machen wollen, der aber nicht im Stande ist, das, was er einst war, als Kaiser zu vergessen. Du kennst mich nicht mehr, Patrizier, und doch hast Du mich als Knabe oft gesehen, und soll ich's Dir aufrichtig gestehen, mir auch so manchen kleinen bösen Streich gespielt. Du warst ein muthwilliger Bursch. Das waren freilich bessere Tage für Dich und auch für mich."

„Ich erinnere mich gar nichts mehr aus jener Zeit her, erhabenster Kaiser," stotterte Sextus.

„Dies thut nichts; wenn ich mich dessen nur erinnere. Aber wozu Deine Verlegenheit? Wir sind ja alte Bekannte. Reich' mir die Hand. Du warst damals ein durchtriebener kleiner Schelm. Heute ist dies freilich ganz etwas anderes."

Ehrfurchtsvoll reichte Sextus dem Kaiser die Hand, der sie ihm freundschaftlichst drückte und schüttelte.

„Jetzt aber laß uns von ernsteren Dingen sprechen," fuhr er fort. „Du, Sextus, hast gar nichts begangen, was als Schuld kann ausgelegt werden, und die Proscription, die Domitian gegen Dich verhängt hat, war nichts anderes, als eine der vielen Ungerechtigkeiten, die er leider begangen hat, und die ich,

so weit es mir möglich ist, auszugleichen suchen muß. Du bist vollkommen frei. — Mit den Vestalinnen aber muß es leider eine ganz andere Bewandtniß haben. Beide sind todt und müssen todt bleiben. Die eine schlummere ruhig fort in ihrem Grabe hinter dem Wall des Servius Tullius, und die andere muß ihr nasses Grab in der Tiber behalten. So wähnt es alle Welt, und so muß es für immer bleiben. Meine ganze Macht ist unzureichend, in dieser Beziehung etwas zu ändern. — Aber ich darf die Tochter eines alten Freundes nicht der Armuth und dem Elende überlassen. — Cornelia besitzt ein sehr beträchtliches, von ihrem Vater ererbtes Vermögen, sie ist reich *). Ihr ganzes Besitzthum ist aber dem Fiscus anheimgefallen und gehört mir gesetzlich zu. Da ich es ihr selbst nicht wieder zurückerstatten kann, bin ich gesonnen, es zu meinem Privatbesitz zu machen. Dann ist es aber auch billig, ihr einen Ersatz zukommen zu lassen, damit sie und ihre junge Freundin standesgemäß leben können. Ich besitze in Campanien (Campania felix) sehr ausgedehnte Ländereien und ein schönes Landhaus, die das Erbtheil meiner Mutter bildeten. Dort mag

*) Die Vestalinnen konnten erben und hatten das Recht, frei über ihr Vermögen zu bestimmen.

die Tochter meines Freundes Flavius Sabinus, wenn auch unbekannt, aber gewiß in reichlichem Ueberflusse leben.“

Paris ward bleich und zitterte. Der armen und verlassenen Cornelia gegenüber hätte vielleicht noch irgend ein Hoffnungsschimmer übrig bleiben können, nunmehr aber war sie ja so ganz mit einemmale wieder reich und begütert geworden.

Dem Kaiser war die heftige Gemüthsbewegung des jungen Mannes nicht unbemerkt geblieben. Rasch im Zimmer auf und abgehend, sprach er leise vor sich hin:

„Warum die Arme zu immerwährender einförmiger Einsamkeit verurtheilen? ... Sie ist so jung und zugleich so schön! ... Das Grab hat die Gelübde zerreißen müssen, die sie an die Göttin fesselten. Das Grab schließt die Vestalin Cornelia in seinem düsteren Schooß ein. Mir aber ziemt es nicht, der Wiederauferstandenen das Dasein zu verbittern. Cornelia ist todt und die menschliche Verfolgung muß am Rande des Grabes stehen bleiben.“

Vor Paris stehen bleibend und demselben die Hand auf die Schulter legend, fuhr er fort:

„Als Kind schon hat ein feindseliges Verhängniß Dich zur Sclaverei verurtheilen wollen, und doch be-

sitzest Du ein edles Herz, das gewiß eines besseren Looses werth gewesen wäre. Du hast der Tochter meines Freundes das Leben gerettet. Ja, um sie zu retten hast Du mir Deine Freiheit käuflich angeboten. Du bist es werth, Dein Dasein mit dem ihrigen zu verknüpfen. Beide seid Ihr das Eine des Andern würdig. Flieht vereint die Welt, die Euch Eure Jugend so sehr verbittert hat. In Euren Jahren ist die Liebe noch im Stande, eine Sandwüste in einen Zaubergarten zu verwandeln, und Cornelia's Besitzthümer ohnweit Capua ähneln mehr einem Zaubergarten, als einer Sandwüste ... Theile die Verbannung mit der Tochter des Flavius Sabinus und werde ihr Gatte!“

Paris wähnte zu träumen. Mit weit aufgerissenen Augen schaute er den Kaiser an. Es war ihm unmöglich auch nur ein Wort hervorzubringen.

Nerva lächelte. Dann sich wieder an Sextus wendend, fuhr er fort:

„Du bist ihr Vetter, ihr nächster Anverwandter, in Deine Hände lege ich ihr Loos. Laß Dir angelegen sein, ihr eigenes Herz zu Rathe zu ziehen. Für das Weitere werde ich dann schon zu sorgen wissen. Jetzt verlaßt mich aber auch. Mir liegt es ob, noch

an so manche andere nicht minder wichtige Dinge zu denken. Das glückliche Leben der dunkeln Abgeschiedenheit ist leider für den alten Nerva vorüber."

Sextus und Paris verbeugten sich tief. Noch bevor sie das Gemach des Kaisers verließen rief er ihnen nach:

„Grüßt freundschaftlichst die edle Tulliola und sagt ihr, ich behalte mir vor, sie nächstens in ihrer Villa zu besuchen. Sagt ihr auch, ich habe es nicht vergessen, daß ihr verstorbener Gatte mein treuer Freund war. Auch möge sie sicher sein, daß Niemand es wagen wird, sie in ihrer Villa zu stören. Nerva hat es freilich erfahren, daß arme Verfolgte dort eine sichere Zufluchtsstätte fanden, der Kaiser indessen weiß Nichts davon. Schwerlich wird sich auch irgend Jemand bei ihm sehen lassen, um ihm die Anzeige davon zu machen. Das goldene Zeitalter der Späher und der Delatoren ist vorüber."

Gerührt über die herablassende Freundlichkeit des Kaisers und sein biederes Wesen verließen Patrizier und Freigelassene den Palatin. Sextus fühlte sich namenlos glücklich, frei und ungestört mit seiner geliebten Floronia die sabinischen Gärten des Viminals bewohnen zu können, während Paris noch immer zu

träumen schien. Die Worte des Kaisers hatten ihn ganz außer sich gebracht. Fast hätte man wähnen können, er sei dem Wahnsinn nahe.

Und wirklich fuhr er wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammen, als Sextus ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Bist Du gesonnen, der Cornelia die Ansicht des Kaisers mitzutheilen?“

Der ehemalige Gladiator ward feuerroth. Mit zitternder Stimme stotterte er:

„Die Scham würde mich tödten. Lieber würde ich mich dazu entschließen, im Circus oder im Amphitheater mit den wüthendsten Thieren zu kämpfen, als meine Hand einer edlen Patrizierin, und einer solchen wie Cornelia es ist, anzubieten. Was bin ich denn? Zwar glaube ich der Sohn eines edlen germanischen Stammhäuptlings zu sein und adeliges Blut rinnt gewiß auch in meinen Adern, aber was thut dies? Eine lange Knechtschaft hat mich entehren müssen, und jetzt bin ich ja nichts anderes als ein elender Freigelassener!“

Kastenvorurtheil konnte gar keinen Einfluß auf Sextus ausüben. Hatte doch auch er die Tochter eines Freigelassenen zu seiner Gattin gewählt.

„Du bist ein Narr, Freund Paris," gab er ihm zutraulich zur Antwort. Es ist nun einmal des Kaisers Wille. Wenn Dir der Muth abgeht, ihr denselben zu eröffnen, dann kommt dies mir zu."

„Unterlaß es, Patrizier, um's Himmelswillen! Ich beschwöre Dich. Sie würde mich verachten, und ihre Verachtung muß mich tödten."

Die zu große Zartheit des ehemaligen Gladiators erschien dem Patrizier denn doch Uebertreibung. Er schüttelte den Kopf und schwieg.

Unterdessen hatten Beide die Villa wieder erreicht, noch bevor man sie dort hatte erwarten können. Nur Floronia, obgleich es schon anfing kühl zu werden, harrte vor dem Landhause, den Blick immer starr nach dem Eingange der Villa hingerichtet. Kaum also die Eintretenden gewahr werdend, flog sie ihrem Gatten auch schon entgegen.

„Sextus, mein Sextus", rief sie aus, während sie sich ihm in die Arme warf, „ich besitze Dich wieder! Wie schrecklich habe ich Deinethalben gezittert! Und wie furchtbar lang ist mir die Zeit Deiner Abwesenheit vorgekommen, obgleich Alle mich haben glauben machen wollen, Du könnest kaum auf dem Palatin angelangt sein!"

Während die beiden jungen Gatten sich liebkosend unterhielten, suchte der Gladiator die Einsamkeit. Eine dicht überwölbte dunkle Lorbeerallee schien ihm diese am meisten zu versprechen. Er wählte sie. Aber, wie fuhr er zusammen, als er am Ende der Allee Cornelia am Rande einer Fontaine mit Marmoreinfassung erblickte, die den Fischen, die sich in dem Becken befanden, zuzuschauen schien. Es fehlte ihm an Muth, seinen Weg fortzusetzen. Ungesehen aber wollte er Diejenige ganz aus der Nähe schauen, deren Sclave zu sein er für sein höchstes Erdenglück hielt. Sich hinter dem dichten Gebüsch verbergend, betrachtete er die Heißgeliebte in süßer Extase.

Bald erschien auch Floronia an der Fontaine. Die Freundinnen sprachen leise unter einander. Es schien aber dem Gladiator, als werde Cornelia traurig. Beide fingen bald an etwas lauter zu sprechen.

„Ich soll also das Land,“ sagte Cornelia, „wo ich geboren ward, verlassen und traurig ein einsames Leben fern von der Heimath führen, welche die Asche meiner Väter in sich schließt?“

„Fabiola wird Dich begleiten, und da die Entfernung nicht gar so groß ist, werden wir Dich von Zeit zu Zeit besuchen. Ja wenn's Dir nicht mißfällt,

könnte auch Der Dir in's Asyl folgen, der mit unendlicher Selbstentsagung Dir das Leben gerettet hat."

„Schweig von ihm. Ich bitte Dich. Mich fesseln Gelübde!" rief Cornelia aus, während sie hochroth ward.

„Wie vermagst Du aber auch nur zu wähnen, noch Priesterin zu sein. Dein Grab, nach Ansicht des Kaisers und die heilige Taufe nach meiner Ansicht hat alle früheren Gelübde des Heidenthums gelöset und rein abgewaschen. Dir steht nunmehr die freie Wahl zu zwischen dem keuschen Stande der Jungfrau oder der frommen Mission der Gattin und Mutter. Zwar war Paris einst Sclave, aber Du bist ja auch nicht mehr eine Tochter des edlen Sabinergeschlechtes, die begraben ward und todt ist."

Cornelia schwieg. Ein furchtbarer Kampf fand in ihrem Gemüthe statt. Der Stolz focht mit verzweifeltem Muth gegen die Liebe und gegen die Dankbarkeit. Schon begann er zu unterliegen, als er nochmals alle seine Kräfte aufbot, um für Augenblicke den Sieg davon zu tragen.

„Der Gladiator fordert einen zu hohen Preis zur Abtragung meiner Schuld!" rief Cornelia entrüstet aus.

Kaum aber hatte sie diese Worte ausgesprochen,

als sich ein starkes Geräusch im nahen Gebüsch vernehmen ließ. Paris, der durch das Gebüsch drang, hatte es verursacht. Langsam aber traurigen Blickes sich den beiden jungen Freundinnen nähernd, sagte er nicht ohne Bitterkeit:

„Nichts habe ich für Dich zu thun vermocht, und folglich hat auch niemals von irgend einem Lohne die Rede sein können ... Nur gewagt habe ich es, Dich zu lieben, und zwar vom ersten Augenblicke an, als Du mir unendlich erhabener als irgend ein sterbliches Wesen erschienst. Meine Liebe aber hat niemals Gegenliebe gehofft, noch hat sie sonst irgend etwas erwartet. Ich war ein armer Sclav, der frech genug war, Dich zu lieben. Dies bildet meine einzige Schuld, eine Schuld, die ich weit von Dir entfernt arg zu büßen verpflichtet bin.“

Die Gegenwart des ehemaligen Gladiators hatte die Verlegenheit Cornelia's und ihre Ueberraschung bis zum höchsten Grade steigern müssen. Zitternd schaute sie ihn an. Er war so schön, und die Seelenqual sowie sein beleidigtes Ehrgefühl, die sich auf seinem Angesichte abzeichneten, machten ihn nur noch schöner. Der Stolz unterlag und die Liebe trug den glänzendsten Sieg davon. Als Cornelia wahrnahm, daß der Gla-

diator sich entfernte, streckte sie beide Arme nach ihm aus, und mit liebevoller Stimme rief sie:

„Paris, flieh' nicht!"

Dieser Ruf machte den Gladiator wie von heftigem Fieber geschüttelt zittern. Unbeweglich stand er da. Es schien, als seien seine Füße im Boden gewurzelt, wie die der Daphne der Fabel, als sie in einen Lorbeerbaum verwandelt ward.

Cornelia mußte sich ihm nähern. Beide Hände gefaltet auf seine Schulter stützend beugte sie das schöne Haupt auf die breite Brust des Athleten hin.

„Dies Leben, mein Paris," lispelte sie liebevoll, das Du aus dem Grabe hervorgeholt hast, gehört allein nur Dir an. Dir schulde ich es. Ich habe Niemanden auf der Erde. Bist auch Du im Stande mich zu verlassen? Dein Gott ist auch mein Gott. Ueberall hin bin ich bereit Dir zu folgen. Vermagst Du es etwa mich zu verstoßen und zu verlassen?

Freudetrunken stürzte Paris zu ihren Füßen. Das Haupt bis zur Erde beugend, preßte er die brennenden Lippen auf den kleinen Fuß der Vestalin, da wo nach römischem Brauch die zarte Haut durch die Riemchen der zierlichen Sandalen durchschimmerten. Paris wähnte der Glücklichste aller Sterblichen zu sein.

Schluß.

Nach Osten begrenzt auf der linken Seite des Volturnus eine kahle Gebirgskette in einem Halbkreise das glückliche Campanien der Alten, das sich von hier bis zum ewig qualmenden Vesuv und bis zum tyrrhenischen Meere ausdehnt. Die Ruinen ehemaliger Zwingburgen, theils longobardischen, theils normannischen Ursprungs, krönen noch immer bei Caserta, Maddaloni, Cancello und Nola die Ausläufer eben dieser Gebirgskette, um die traurige Einförmigkeit, die ihr Anblick darbietet, vortheilhaft zu unterbrechen. Großartig aber ist das Panorama, das sich von einer jeden dieser Ruinen dem Auge darbietet. Man überschaut die Städte Capua, Caserta, Marcianisa, Aversa, Acerra

und Nola, und mehr als hundert blühende Ortschaften und Dörfer, während man im Hintergrunde Neapel, und den ewig dampfenden, zuweilen aber auch feuersprühenden Vesuv, und das Meer mit den Inseln Capri, Ischia, Procida und Ventotene erblickt.

Und welche Weltereignisse hat diese paradiesische Ebene nicht aufzuweisen! Hier folgten sich Oscier und Ausonier in der Herrschaft, und Achäer und Cumanen, Etrusker und Samnier, Römer und Heruler, Wenden und Gothen, Longobarden und Saracenen, Normannen und Deutsche, Franzosen und Spanier, Neapolitanische Bourbonen und Savoyische Piemontesen! — Hier siegte der Karthagische Hanibal, und fand hier auch seinen Fall, und auf der Appischen Heerstraße, die die Ebene durchfurcht, kehrten siegreiche Römische Legionen nach dem Capitol zurück, während andere, besiegt, durch die Caudinischen Joche, heimzogen. Sylla und Pompejus, Julius Cäsar und Octavian Augustus, Nero, Tiberius, Trajan und Claudius, Romulus Augustus und Odoaker, Robert Guiscard der Normanne, und Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe, der unglückliche König Manfred und der blutdürstige Carl von Anjou, betraten diese Heerstraße, während Recht und Rechtmäßigkeit auf dieser Ebene im blutigen Kampfe gegen

Verrath, gegen Corruption, gegen Treulosigkeit und Trug unterliegen mußten!

Aber ich bin meiner Erzählung um nahe bei achtzehn Jahrhunderten vorausgeeilt, der Leser halte dies meinen Empfindungen zu Gute.

Zwei Jahre waren seit den Ereignissen, die in Rom stattgefunden hatten, verflossen und auch Kaiser Nerva's Asche ruhte schon seit acht Monaten in ihrem Grabmonumente. Aufrichtig hatten die Römer ihn betrauert. Vor seinem Tode hatte er Trajan als Sohn adoptirt und mit ihm die Regierung getheilt.

Bei Annäherung des Abends eines heißen Sommertages, bevor die untergehende Sonne sich in's tyrrhenische Meer tauchte, saß eine junge Dame auf der Terrasse eines großartigen Landhauses nahe der Appischen Heerstraße, den Blick der scheidenden Sonne zugewandt.

Dieser Blick schien von sanfter Schwermuth zu zeugen. Nicht aber von jener Schwermuth, die als eine Tochter des Grams und des Kummers angesehen werden muß, sondern vielmehr von solcher, die sich unwillkürlich der Gemüther zartfühlender Menschen beim Annähern der Abenddämmerung bemächtigt, be-

vor die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier die unendlichen Schönheiten der Natur umhüllt.

Nur einen glühenden Streifen hatte die untergetauchte Sonne noch am Horizont zurückgelassen, und das dunkle Blau, wie der süditalienische Himmelsstrich nur allein solches aufzuweisen pflegt, hatte nach und nach eine violetartige Farbe angenommen, eine Farbe, wie der Pinsel keines Malers sie wieder zu geben vermag. Erst jetzt wandte die Dame ihren Blick von der untergegangenen Sonne ab, um denselben über die herrliche Ebene hinschweifen zu lassen.

Unweit des Landhauses nahm man ein großes Meiergehöfte mit schönen Wirthschaftsgebäuden wahr. Ein junges weißgekleidetes Mädchen hatte soeben dem zahlreichen Federvieh sein Nachtfutter reichlich ausgestreut, was seine Lieblingsbeschäftigung auszumachen schien, und kehrte, von einer schneeweißen Ziege mit blumenbekränzten Hörnern begleitet, nach dem Herrenhause zurück.

Mit sichtbarer Zärtlichkeit ließ die Dame dort oben auf der Terrasse ihre Blicke auf dem holden Mädchen ruhen. Unverkennbar mußte sie heiße Liebe für das liebliche Wesen fühlen.

Aus der Ferne her ließ sich ein munteres Singen

vernehmen. Rasch sprang die Dame von ihrem Sitze auf, und an das Geländer der Terrasse sich lehnend, schaute sie sehnsüchtig der singenden Gruppe entgegen. Es waren Schnitter, die vom kahlen Felde heimkehrten. Voran schritt ein junger Mann, der, als er der Dame ansichtig ward, die singenden Schnitter verließ, und, ihr freundlich zuwinkend, wenige Augenblicke später bei ihr auf der Terrasse stand.

„Du hast mich schon längst erwartet, holde Cornelia? Verzeih' mein Verspäten. Es lag mir daran, die Arbeit beendigen zu lassen," sagte er, während er die schöne Gattin zärtlich umarmte.

Es war Paris, unser alter Bekannter. Dann fuhr er fort:

„Morgen ist für unsere Leute Feiertag. Weshalb? frägst Du vielleicht. Morgen sind's ja zwei Jahre, seit ich das vollste Recht besitze, mich den Glücklichsten der Menschen zu nennen. Seit zwei Jahren bist Du die Meinige. Ein solcher Tag muß billig gefeiert werden. Schon seit diesem Morgen habe ich alle Vorbereitungen dazu treffen lassen."

Cornelia antwortete nicht. Thränenfeuchten Blickes drückte sie die Hand des geliebten Gatten an ihr Herz. Eben diesen Blick dann gen Himmel richtend, galt

dieser als ein Dankhymnus der Gnade des Allbarmherzigen, die sie aus des Grabes Rachen in eine so hohe Glückseligkeit versetzt hatte.

Den immer noch thränenden Blick dem Meere zuwendend bemerkte sie seufzend:

„Wenn ich der armen Domitilla gedenke, die, nachdem sie den Gatten verloren hat, dort auf einsamer Insel jammert, dann schäme ich mich fast der Freude. Nerva, der für uns beide so edel, so großmüthig, ja wir können sagen so väterlich gesorgt hat, war doch hart, war grausam gegen die unglückliche Domitilla, wie sehr Sextus auch ihn um Gnade für sie angefleht hat.“

„Nerva war nicht im Stande sie zu erretten, und Trajan ist es eben so wenig. Domitilla gilt nun einmal als Götterleugnerin. Auch ein Kaiser muß Rücksicht auf Volksreligion nehmen. Alles was Nerva thun konnte hat er gethan. Klagen wir ihn nicht ungerecht an. Er hat ihr ihre beiden Söhne wieder freizustellen lassen, auf deren Erziehung sie eifrigst Bedacht nimmt, und hat diesen ihr reiches väterliches Erbtheil unverkümmert zurückerstattet. Ein Mehreres zu thun vermochte er nicht.“ —

Ein lauter Freudenschrei unterbrach das Zwie-

gespräch der beiden Liebenden. Es war Fabiola's Stimme. Und Fabiola war die weißgekleidete Jungfrau, die wir beim Füttern des Federviehes mit der blumenbekränzten Ziege gesehen haben. Sie lief flüchtig auf der Allee, die das Landhaus und den Wirthschaftshof mit der Appischen Heerstraße verband.

Ein schwerfälliger Reisewagen, damals Rhada genannt, näherte sich mit vier stattlichen Rossen bespannt. Ein junger Mann und eine junge Dame, von einem schwarzen Sclaven gefolgt, der ein liebliches Kind trug, ging dem Wagen voraus. Fabiola lag bereits in den Armen der Dame.

„Sextus! Floronia!" riefen freudig Cornelia und Paris. Wonnetrunken stürzten beide den Ankommenden entgegen.

„Deine Gegenwart, Senator, verherrlicht ein ländliches Fest, das ich meiner Cornelia wegen bereitet habe."

„Laß den Senator, der hier gar nichts zu schaffen hat, bei Seite, Vetter Paris, Du bist mir Freund und Vetter, und nichts anderes als Freund und Vetter darf ich Dir gegenüber sein.

Floronia zeigte mit der Eitelkeit, die einer jugendlichen Mutter so lieblich steht, der holden Freundin

ihren Erstgebornen, die den Kleinen liebkosete; vielleicht nicht ohne das Glück der Freundin, Mutter zu sein, etwas zu beneiden. Fabiola jubelte hoch auf über die Ankunft ihrer römischen Freunde.

Als am Abend noch Alle fröhlich auf der Terrasse beisammen saßen, bemerkte Sextus in Bezug auf die derzeitige Lage Roms:

„Trajan ist allgemein beliebt. Mängel mag er freilich haben, immer aber verdient er es, ein wahrhaft großer Herrscher genannt zu werden. Dennoch bedauert das Volk aller Stände den so schnellen Verlust des edlen Nerva's."

„Was macht die edle Tulliola?" fragte Paris, „wie geht's der frommen Dame?"

„Gewiß vollkommen wohl," gab Sextus verstimmt zur Antwort. „Sie lebt dort oben!"

„Tulliola todt!" riefen Cornelia und Paris aus. Thränen feuchteten den Blick der schönen Cornelia. Sie war der frommen Dame mit heißer Dankbarkeit zugethan.

„Und die alte Praxedis, was macht die?" fragte Paris, um Cornelia auf etwas Anderes zu führen.

„Sie ist froher Dinge, weil ihr Sohn, der Prätorianer, nun ebenfalls Christ ist. Aber er ist nicht

mehr Prätorianer, sondern Mutter und Sohn leben in meinem Hause am Janiculus."

„Wie lieb wäre es mir, Rom wieder zu sehen!" rief Fabiola aus.

„Ein Wunsch," bemerkte Sextus, „der sehr leicht in Erfüllung zu bringen ist. Kehr mit uns nach Rom zurück. Wer wäre wohl noch im Stande, Dich wieder zu erkennen? Du hast Dich so vortheilhaft verändert, daß so etwas auch einer Vestalin nicht einmal mehr beikommen könnte."

„Kehr heim mit uns nach Rom, holde Fabiola," bemerkte freundlich überredend Floronia. Glücklich und zufrieden werden wir zusammen leben."

Freudig lächelte Fabiola für Augenblicke. Dann aber das lockige Haupt schüttelnd, sagte sie ernst:

„Nein, Rom darf mich nie wieder sehen! Dann bleibt es ja auch nur die Oertlichkeit, die dort Anziehendes für mich haben kann, keinesweges aber sind es die Menschen. Ich kenne dort Niemanden, und mit Ausnahme der Vestalinnen kennt mich Niemand. Wer verbürgt es nun aber, daß Flavia mit der Fuchsnase und den Fuchsaugen mich nicht wieder erkennen würde? — Nein, Rom darf mich nicht wieder sehen!"

„Was macht Domitia?" fragte Paris.

„Sie lebt zurückgezogen und verachtet.“

„Gott ist gerecht!“ rief Cornelia aus. „Seine Allmachtshand stürzt die Mächtigen und erniedrigt die Stolzen,. während seine Gnade die Demüthigen erhebt.“

Bis tief in die Nacht unterhielten sich die Freunde auf der Terrasse.

Am folgenden Morgen ward zuerst der Jahrestag der Vermählung der beiden glücklichen Gatten in einer verborgenen Hauskapelle durch religiöse Feier begangen, um dann zum ländlichen Feste zu schreiten.

Es war Grundsatz bei Paris und bei Cornelia, gar keine Sclaven zu halten. Bei der Einen nach den wahren Vorschriften des Christenthums, und bei dem Andern überdieß auch noch, weil er selbst Sclav hatte sein müssen. Nicht einmal sogenannte Hörige, deren es auch damals, besonders zur Betreibung des Ackerbaues gab, wollten sie besitzen. Nur durch freies Dienstvolk ließ Paris seine weit ausgedehnte Feldwirthschaft, ließ Cornelia alle häuslichen Verrichtungen betreiben. Und dieser zahlreichen freien Dienerschaft galt hauptsächlich das fröhliche Fest.

Mit einem jeden Jahre langte der Senator Sextus Sabinus und seine junge Gattin zu eben diesem Tage

zum Besuche bei ihren Verwandten an, und brachten immer einen ganz neuen Gast, nämlich einen Zuwuchs der Familie mit.

Endlich aber fand Cornelia nicht mehr Veranlassung, Floronia's Mutterglück mit einer Art von Neid zu betrachten. Auch sie war Mutter zweier holder Knaben geworden.

Lange lebten Paris und Cornelia glücklich vereint, und liebten sich in reiferen Jahren und bis ins hohe Greisesalter noch ganz so zärtlich, wie sie sich jung geliebt hatten. Beide fühlten sich fortwährend namenlos glücklich.

Fabiola, die es verschmähte, sich zu verheirathen, blieb bei ihren Freunden. Einst Jungfrau der Vesta komme es ihr nur zu, sagte sie, Jungfrau Jesu Christi zu bleiben. Mit Cornelia sei dies ganz etwas anderes, die sei förmlich aus der Genossenschaft der Vestalinnen ausgestoßen und dann begraben worden.

Fabiola überlebte Paris und Cornelia, die alt und grau, von ihren beiden Söhnen umgeben, starben.

Auch Sextus Sabinus und Floronia starben im hohen Alter und beweint von sehr zahlreicher Nachkommenschaft.

Neue und zwar sehr blutige Verfolgungen hatten

Klitsche de la Grange, Antonietta,

Die Vestalin und der Gladiator ein Römisches Sittengemälde zu Ende des ersten Jahrhunderts

Bd.: 2. Band

Berlin 1865